

Versuchsstation des Weltuntergangs

Erzählte Geschichte Österreichs

1918–1938

J&V

Franz Blei
Hugo Bettauer
Rudolf Brunngraber
Ernst Fischer
Hermann Hakel
Rudolf Henz
Friedrich Heydenau
Franz Höllering
Franz Janiczek
Leo Lania
Adolf Molnar
Karl Paumgarten
Alfred Polgar
Josef F. Perkonig
Joseph Roth
Manès Sperber
Karl Hans Strobl
Franz Werfel
Fanny Wibmer-Pedit
Dorothea Zeemann
Karl Ziak

ISBN 3-224-11417-7

Jugend und Volk

Geschichte erzählen, berichten, was geschah, ist in erster Linie Aufgabe der Historiker. Aus allen verfügbaren Quellen haben sie Daten und Informationen zu schöpfen, sich sorgsam und abwägend ein Bild zu machen. Dann erst dürfen sie dieses weitergeben — sagt die Theorie. Schriftsteller, Dichter hingegen, so heißt es, erzählen unbefangener: mit Vorliebe Geschichten, seien sie nun erfunden oder gefunden, erdacht oder erlebt. Manchmal freilich erzählen sie auch Geschichte. Aber nicht die Autoren sind gemeint, die sich ein beliebiges Ereignis der Vergangenheit vornehmen, um es — im historischen Roman beispielsweise — beschreibend zu vergegenwärtigen; auch andere nicht, die Probleme der Gegenwart altertümlich kostümieren. Vielmehr jene, denen ihre Zeit zum Thema wird, die aus eigener Anschauung oder als Zeitgenossen Zeugnis ablegen. Dem Dichter ist ausdrücklich gestattet, was dem Historiker zum Vorwurf gereicht: Subjektivität, persönliche Sicht, direkte Stellungnahme, und diese Freiheit gibt seinen Arbeiten Farbe, Anschaulichkeit, Authentizität.

Die Erste Republik, das Österreich der Jahre 1918 bis 1938, gilt mit gutem Grund als exemplarische Krisenepoche, als Zeit wirtschaftlicher Katastrophen, gesellschaftlicher Erschütterungen und gewalt-

sam ausgetragener politischer Konflikte. An ihrem Beginn steht der Zerfall des alten Österreich-Ungarn, die Gründung der Republik im November 1918: der Aufbruch in eine ungewisse Zukunft. An ihrem Ende steht die Liquidierung des Staates Österreich durch den „Anschluß“ an das Deutsche Reich, die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Was dazwischen lag — Wirtschaftskrise, galoppierende Geldentwertung, Massenarbeitslosigkeit und -elend, der Brand des Justizpalastes 1927, die Aushöhlung und Zerstörung der Demokratie durch den aufkommenden Faschismus, die Februarkämpfe 1934, der nationalsozialistische Juliputsch — war von durchaus vergleichbarer Dramatik.

Für diese Anthologie wurden 22 Texte ausgewählt — neben Ausschnitten aus Lebenserinnerungen und Romanen auch Kurzprosa — denen eines gemeinsam ist: Sie sprechen von konkreten politischen Ereignissen. Sonst verbindet sie allerdings wenig. So viele Autoren, so viele Arten zu schreiben.

„Erzählte Geschichte“ ist ein Lesebuch der Vergangenheit, jüngster österreichischer Vergangenheit — so wie diese bunt, manchmal grell, immer bewegt. Wer die Zeit miterlebt hat, wird darin einiges wiedererkennen, wer nicht, dem kann diese Auswahl verstehen helfen, was geschehen ist.

ISBN 3-224-11417-7

Umschlag: Dorothea Locker

© Copyright 1983 by Jugend und Volk Verlagsgesellschaft m.b.H.,
Wien-München Alle Rechte vorbehalten. 4951-83/1/67

Satz: FZ Fotosatz Gesellschaft m.b.H., Wien

Druck und Bindung: Wiener Verlag

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Ulrich Weinzierl Vorwort.....	7
<i>Franz Blei</i>	
Die Revolution in Wien.	
Aus: Erzählung eines Lebens.....	15
<i>Franz Werfel</i>	
Die Masse und der Einzige.	
Aus: Barbara oder Die Frömmigkeit	21
<i>Karl Paumgarten</i>	
Aus: Republik. Gelbe Pest und roter Tod über Wien	33
<i>Friedrich Heydenau</i>	
Aus: Der Leutnant Lugger	42
<i>Karl Ziak</i>	
So stirbt eine Stadt.	
Aus: Wien. Heldenroman einer Stadt	47
<i>Hugo Bettauer</i>	
Ein Gespräch mit dem Kanzler.	
Aus: Der Kampf um Wien	52
<i>Franz Janiczek</i>	
Der 15. Juli in der Etappe	59
<i>Fanny Wibmer-Pedit</i>	
Aus: Karl Müllers Lostag.....	64
<i>Dorothea Zeemann</i>	
Aus: Einübung in Katastrophen	72

<i>Manes Sperber</i> Aus: Die vergebliche Warnung	76
<i>Rudolf Brunngraber</i>	
Der gepflasterte Weg zur Hölle.	
Aus: Karl und das 20. Jahrhundert	83
<i>Leo Lania</i> Aus: Welt im Umbruch	90
<i>Ernst Fischer</i>	
Februar 1934.	
Aus: Erinnerungen und Reflexionen	96
<i>Franz Höllering</i>	
Aus: Die Verteidiger	104
<i>Rudolf Henz</i>	
Der Juliputsch 1934.	
Aus: Fügung und Widerstand	113
<i>Josef Friedrich Perkonig</i> Einer von vielen	116
<i>Alfred Polgar</i>	
Begegnung mit Papen	120
<i>Karl Hans Strobl</i>	
Ein Volk – ein Reich – ein Führer.	
Aus: Die Weltgeschichte und das Igelhaus	124
<i>Franz Werfel</i> Aus: Cella oder Die Überwinder	131
<i>Hermann Hakel</i>	
Märztage.	
Aus: Aus den Tagebüchern 1938/39	137
<i>Adolf Molnar</i> Aus: Bericht einer Flucht	141
<i>Joseph Roth</i>	
Totenmesse	149
<i>Quellennachweis</i>	154

Ulrich Weinzierl

Vorwort

Geschichte erzählen, berichten, was geschah, ist in erster Linie Aufgabe der Historiker. Aus allen verfügbaren Quellen haben sie Daten und Informationen zu schöpfen, sich sorgsam und abwägend ein Bild zu machen. Dann erst dürfen sie dieses weitergeben – sagt die Theorie. Schriftsteller, Dichter hingegen, so heisst es, erzählen unbefangener: mit Vorliebe Geschichten, seien sie nun erfunden oder gefunden, erdacht oder erlebt. Manchmal freilich erzählen sie auch Geschichte.

Aber nicht die Autoren sind gemeint, die sich ein beliebiges Ereignis der Vergangenheit vornehmen, um es – im historischen Roman beispielsweise – beschreibend zu vergegenwärtigen; auch andere nicht, die Probleme der Gegenwart altertümlich kostümieren. Vielmehr jene, denen ihre Zeit zum Thema wird, die aus eigener Anschauung oder als Zeitgenossen Zeugnis ablegen.

Gewiss, der Dichter soll und kann nicht Rivale des Geschichtsschreibers sein, und die Rolle des Amateurhistorikers scheint ihm nur selten auf den Leib geschrieben. Doch ist ihm ausdrücklich gestattet, was dem Wissenschaftler zum Vorwurf gereicht: Subjektivität, persönliche Sicht, direkte Stellungnah-

me, und diese (dichterische) Freiheit gibt seinen Arbeiten (im Falle des Gelingens) Farbe, Anschaulichkeit, Authentizität.

Naturgemäss sind solche Texte nicht dem Gesetz unbedingter Tatsachentreue unterworfen, dafür aber – wollen sie bestehen – dem Prinzip der poetischen Wahrhaftigkeit, und dieses ist nicht minder streng. Dem Leser jedenfalls eröffnet erzählende Prosa, in die geschichtliche Erfahrung eingegangen und in der sie aufgehoben ist, einen ganz anderen Zugang zu einem schwer vorstellbaren Gestern als wissenschaftliche Untersuchungen. Gleichwohl darf keine der Darstellungsweisen beanspruchen, als einzig gültige angesehen zu werden, jede hat ihre Berechtigung und Funktion, beide vermögen einander zum gegenseitigen Vorteil zu ergänzen.

Die Erste Republik, das Österreich der Jahre 1918 bis 1938, gilt mit gutem Grund als exemplarische Krisenepoche, als Zeit wirtschaftlicher Katastrophen, gesellschaftlicher Erschütterungen und gewaltsam ausgetragener politischer Konflikte. An ihrem Beginn steht der Zerfall des alten Österreich-Ungarn, die Gründung der Republik im November 1918: der Aufbruch in eine ungewisse Zukunft. An ihrem Ende steht die Liquidierung des Staates Österreich durch den «Anschluss» an das Deutsche Reich, die Machtübernahme der Nationalsozialisten. Was dazwischen lag – Wirtschaftskrise, galoppierende Geldentwertung, Massenarbeitslosigkeit und -elend, der Brand des Justizpalastes 1927, die Aushöhlung und Zerstörung der Demokratie durch den aufkommenden Faschismus, die Februarkämpfe 1934, der nationalsozialistische Juliputsch –, war von durchaus vergleichbarer Dramatik.

Den Eindruck zu erwecken, es habe in diesen zwei Jahrzehnten kaum anderes gegeben als Revolution, Kampf und bit-

tere Not, wäre nun sicherlich verfehlt. Dennoch kommt gerade solchen Geschehnissen besondere Tragweite zu, sowohl in der Entwicklung der jungen österreichischen Republik als auch im Gedächtnis derer, die ihr verhängnisvolles Schicksal miterlebten.

Für diese Anthologie wurden 22 Texte ausgewählt – neben Ausschnitten aus Lebenserinnerungen und Romanen auch Kurzprosa –, denen eines gemeinsam ist: Sie sprechen von konkreten politischen Ereignissen. Sonst verbindet sie allerdings wenig. So viele Autoren, so viele Arten zu schreiben. Wer autobiographische Aufzeichnungen macht, bedient sich einer anderen Technik als der zeitgeschichtlich orientierte Erzähler, der Tagesereignisse (bisweilen in propagandistischer Absicht) verarbeitet. Wer Zuschauer ist, hat eine andere Perspektive als der Beteiligte. Der Täter oder Nutzniesser der Tat empfindet denselben Vorfall anders als das Opfer.

Gerne wird heute ausgeblendet, dass zahlreiche und beliebte österreichische Autoren (die oft zu Lesebuchehren kamen) seinerzeit zumindest kurzfristig Anhänger des Hitler-Regimes waren und sich in diesem Sinne heftig zu Wort meldeten. Das «Bekenntnisbuch österreichischer Dichter» aus dem Jahre 1938, in dem der «Anschluss» verherrlicht wird, nennt als Bekenner klingende Namen: von Franz Karl Ginzkey bis Karl Heinrich Waggerl, von Max Mell bis Josef Weinheber.

In den vorliegenden Band wurden bewusst auch Beispiele jener «verdrängten» Literatur aufgenommen, denn auf sie verzichten hiesse die Atmosphäre von damals verfälschen. Sogar ein krasses Dokument der Hetzpropaganda von rechts, Karl Paumgartens Revolutionsroman «Republick», wurde auszugs-

weise abgedruckt. Liest man dieses erschreckende Produkt von Hass, primitivstem Antisozialismus, Antisemitismus und Menschenverachtung (und Paumgarten repräsentiert nur eine verbreitete Tendenz), wird man besser verstehen, was sich später, im März 1938, vor allem in Wien abgespielt hat.

Die Umsturztage des November 1918 zogen viele und gerade die Intellektuellen in ihren Bann. Schriftsteller, die vor dem vorwiegend Gedichte verfasst und – wenn überhaupt – am Kaffeehausstammtisch politisiert hatten, wandelten sich über Nacht zu Volksrednern. Der Essayist und Kulturkritiker Franz Blei und Albert Paris Gütersloh schlossen die letzte Nummer ihrer gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift «Die Rettung» mit dem bemerkenswerten Hochruf: «Es lebe der Kommunismus und die katholische Kirche!» In seinen Memoiren, «Erzählung eines Lebens», gibt Blei, rückblickend und skeptisch geworden, zu Protokoll, was er während der «Revolution in Wien» getan und gesehen, gedacht und gefühlt hat.

Auch Franz Werfel gehörte zu den Begeisterten. Sein Roman «Barbara oder Die Frömmigkeit» überliefert in leicht zu entschlüsselnder Form ein getreuliches Bild der turbulenten Kaffeehauszene, darüber hinaus eine Darstellung der revolutionären Masse von Format («Die Masse und der Einzige»). Aus der Sicht des aus dem Feld heimgekehrten, unnütz gewordenen und geschmähten Offiziers schreibt Friedrich Heydenau seinen Roman «Der Leutnant Lugger». Karl Paumgartens Pamphlet wurde bereits erwähnt.

Das Elend des Nachkriegs veranschaulicht Karl Ziak am Beispiel Wien in seinem kurzen Romankapitel «So stirbt eine Stadt». Hugo Bettauer nahm das Intrigenspiel der Politik in seinen populären Fortsetzungsromanen aufs Korn, deren Pikante-

rie es ist, dass darin prominente Politiker mit vollem Namen als handelnde Personen auftreten, wie etwa in «Der Kampf um Wien» Bundeskanzler Seipel («Ein Gespräch mit dem Kanzler»).

Die bedeutendste literarische Umsetzung des Justizpalastbrandes, Heimito von Doderers Grossroman «Die Dämonen», entzieht sich der teilweisen Aufnahme in eine Anthologie: zu kunstvoll ist die vielperspektivische Konstruktion, als dass ein – notwendigerweise kurzer – Auszug dem Rang dieser Prosa gerecht würde. Zwei politisch gegensätzliche Standpunkte prägen die hier zitierten fiktionalen Berichte über den 15. Juli 1927. Franz Janiczek fängt in der Reportage «Der 15. Juli in der Etappe», empört über das Vorgehen der Polizei, das Echo der Kämpfe in der Provinz ein. Völlig anders sieht die katholische Erzählerin Fanny Wibmer-Pedit die blutigen Auseinandersetzungen in dem «Wiener Roman – Karl Müllers Lostag»: Für sie sind die Arbeiter Verführte, die auf den rechten Weg, den des Glaubens, zurückgeführt werden müssen. Als engagierte Zeugen bewähren sich Dorothea Zeemann und Manès Sperber. Einen eindrucksvollen Arbeitslosenroman aus der Zeit der Wirtschaftskrise nach 1929 schrieb Rudolf Brunngraber mit seinem Erstlingswerk «Karl und das 20. Jahrhundert», aus dessen Kapitel «Der gepflasterte Weg zur Hölle» zitiert wird.

An die frühen dreissiger Jahre mit ihrer Gefährdung durch den Heimwehfaschismus im Inneren und der äusseren Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutsche Reich erinnert sich der Publizist Leo Lania in seinem Lebens- und Generationsbericht «Welt im Umbruch». Ernst Fischer ist hauptsächlich als kommunistischer Politiker nach 1945 und nachmaliger Dis-

sident bekannt. Dass er – nebenbei oder vielleicht zu allererst – ein begabter Lyriker und glänzender Journalist und Kritiker war, wissen jedoch nicht allzu viele. Die Februarkämpfe liessen ihn von der Seite der Beobachter und Kommentatoren auf jene der Akteure wechseln. «Erinnerungen und Reflexionen» heisst der erste Band seiner Memoiren, dem einige Passagen entnommen sind. Von den Kämpfen selbst handelt auch Franz Hölleringers Roman «Die Verteidiger».

Wie Rudolf Henz den Juliputsch der Nationalsozialisten mit der Ermordung von Bundeskanzler Dollfuss in der Ferne zu spüren bekam, ist in «Fügung und Widerstand» festgehalten; dagegen stimmte der Kärntner Heimatdichter Josef Friedrich Perkonig ein Heldenlied auf die Putschisten an.

Alfred Polgar thematisierte in der Kurzgeschichte «Begegnung mit Papen» die schleichende Nazifizierung des «Ständestaates».

Den Triumph des «Anschlusses» feierte der illegale nationalsozialistische Romancier Karl Hans Strobl in seinen Erinnerungen, deren einschlägiges Kapitel er «Ein Volk – ein Reich – ein Führer» nannte. Franz Werfels aus dem Nachlass veröffentlichtes Romanfragment «Cella oder Die Überwinder» schildert Österreichs Auslöschung in patriotischer Trauer. Was für einen Wiener Juden die Märztage 1938 bedeuteten und wie er sie überlebte, ist in den Tagebüchern Hermann Hakels notiert. Den Beginn der abenteuerlichen Flucht eines politischen Emigranten aus der besetzten Heimat erzählt Adolf Molnar: es ist seine Geschichte.

Der Band schliesst, gleichsam als Epilog, mit dem einzigen nicht erzählenden Text der Sammlung: In seinem Pariser Exil läutete Joseph Roth, wenige Tage nach der Annexion die «To-

tenmesse» für das untergegangene Österreich ein – beredete Klage und Anklage des gläubigen Monarchisten, Nekrolog und Kampfansage in einem.

Von der dichterischen Freiheit war schon einmal die Rede, und jede Freiheit schliesst die Möglichkeit ein, dass mit ihr Schindluder getrieben wird. Wo immer Autoren ein Bündnis mit Inhumanität und Unfreiheit eingingen, die Sache der Unterdrücker zu der ihren machten, wirkte sich dies fatal auf ihre Schriften aus. Die Behauptung mag kühn klingen, doch kann man sich überzeugen, in welchem Masse sie zutrifft. Das falsche Pathos der Nazi-Märtyrerlegende eines J. F. Perkonig oder anderer entlarvt sich ebenso selbst wie die barbarischen Tiraden Karl Paumgartens, die – der Gesinnung nach – ohne weiters aus einem etwa gleichzeitig entstandenen, aber ungleich berühmteren Werk stammen könnten: aus Adolf Hitlers «Mein Kampf».

Dass die Qualität der Beiträge sehr unterschiedlich ist, versteht sich von selbst. Texte, die die Jahre unversehrt überdauert haben, stehen neben hoffnungslos veralteten; heute noch anerkannte Schriftsteller neben vergessenen, teilweise zu Recht vergessenen. Trotzdem lohnt die Lektüre: Die Zusammenschau verschiedener Darstellungen eines Geschehens bietet nicht nur eine wünschenswerte Vielfalt der Blickwinkel, sondern gibt auch Gelegenheit zu vergleichen und zu unterscheiden: was literarische Prosa ist und was bloss – bestenfalls gutgemeintes – Machwerk. Dem dokumentarischen Wert tut solches Urteil natürlich keinen Abbruch.

Die Karl-Kraus-Worte «Versuchsstation des Weltuntergangs» werden häufig als Definition des alten Österreich-Ungarn verwendet. Das Zitat ist in der «Fackel» vom 10. Juli 1914 nachzulesen, geschrieben in jener Weltenpause, als der Thron-

folger der Monarchie bereits ermordet war, der grosse Krieg aber noch nicht begonnen hatte. In seinem Nachruf auf Franz Ferdinand sprach Kraus von der «Epoche des allgemeinen Menschenjammers, der in der österreichischen Versuchsstation des Weltuntergangs die Fratze des gemüthlichen Siechtums» annehme. Ohne Zweifel fand die europäische Apokalypse im Viel völkerreich Kakanien ideale Bedingungen vor, geradezu Laborbedingungen. Doch auch nach den «letzten Tagen der Menschheit», für den Rumpfstaat «Der Rest ist Österreich», hat diese düstere Formulierung ihre Berechtigung. Denn so relativ bedeutungslos dieser Rest in der internationalen Politik geworden sein mag, er war immer noch jene kleine Welt, in der die grosse ihre Probe hält, und sei es bloss die für den folgenden Untergang.

«Versuchsstation des Weltuntergangs», die erzählte Geschichte der Ersten Republik, ist ein Lesebuch der Vergangenheit, jüngster österreichischer Vergangenheit – so wie diese bunt, manchmal grell, allzeit bewegt. Wer die Zeit miterlebt hat, wird darin einiges wiedererkennen, wer nicht, dem kann diese Auswahl verstehen helfen, was geschah.

Franz Blei

Die Revolution in Wien

Aus: Erzählung eines Lebens

Franz Blei (1871-1942), Doktor der Philosophie, war ein umfassend gebildeter Literat, der sich in erster Linie als Essayist, Herausgeber, Zeitschriftengründer und Talenteförderer einen Namen gemacht hat. Blei lebte in Wien, München, Berlin; in der Emigration auf Mallorca und in New York. Am populärsten wurde seine Sammlung satirischer Schriftstellerporträts «Das grosse Bestiarium der modernen Literatur» (1924).

In seinen Erinnerungen beschreibt und analysiert er unter anderem das Machtvakuum, das nach dem Zusammenbruch der alten Ordnung entstand. In der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober 1918 wurde die erste deutsch-österreichische Regierung unter Dr. Karl Renner gebildet. Tschechen, Ungarn und Südslawen lösten sich von der Monarchie. Am 11. November unterzeichnete Kaiser Karl die Thronverzichtserklärung, am 12. November wurde vor dem Parlament die demokratische Republik Deutschösterreich ausgerufen. Als die rotweissrote Fahne gehisst werden sollte, rissen Angehörige der Roten Garde den weissen Mittelstreifen heraus und zogen den Rest – die rote Fahne – auf. Bei einer von der Roten Garde entfachten Schieserei vor dem Parlamentsgebäude kamen zwei Menschen ums Leben. Am Nachmittag desselben Tages besetzten Rotgardisten die Redaktion der «Neuen Freien Presse», die sie aber in den Abendstunden wieder räumten. In der Öffentlichkeit galt der «rasende Reporter», Egon Erwin Kisch, tatsächlich einer der

Gründer der Roten Garde, als Hauptverantwortlicher all dieser «revolutionären Umtriebe». Auch der Dichter Franz Werfel trat bei Versammlungen als Redner in Erscheinung, und selbst Blei soll Kontakte zu den Kommunisten gehabt haben.

Mai 1918 sprach ich dienstlich mit einem Herrn vom österreichischen Generalstab. Was er sagte, veranlasste mich – ich trug ja Zivilkleider, hatte nicht stramm zu stehen und konnte mich geben, wie ich war, erleichtert von der sympathischen Figur des Mannes – zu der Bemerkung: «Ich glaube, derlei Verordnungen werden eher revolutionär wirken als kriegsbegeisternd» Worauf Herr von G. lachend sagte: «Aber ich bitte Sie, die Revolution, die kommt sowieso.» Und drei Wochen später, als der Oberst-Chef des Bureaus auf acht Tage in Urlaub ging. Ich fragte: «Was sollen wir tun, wenn während Ihrer Abwesenheit die Revolution ... ?» Er: «Die rote Fahne hinaushängen!»

Jetzt, im November, hing sie überall heraus. Alles plätscherte im Glücke einer gewissermassen amtlich erlaubten Anarchie, die der Verpflichtung zum gegenwärtigen Dasein enthob, das vier Jahre lang unerträglich gelastet hatte. Jetzt lebte man, wie das geliebte Wort hiess, nur mehr in der Zukunft und fühlte sich nur mehr als Glied der ewigen Kette, der zeit-räumlichen Fiktion. Das letzte Nichts kam auf diese Weise mit der Mindestanstrengung eines Kokardenwechsels zu einem Gefühle, das sich selber genoss. Alles war bereit, als Brücke in die Zukunft zu dienen, sich auf den Leib steigen zu lassen. Immer marschierte wo ein Zug mit roten Fahnen, hielt wo, einer gestikuliert, Werfel oder Kisch. Dieser Weg in die Zukunft ging, da er um den Ring herumzog, im Kreise, wahrhaft im

Kreise. Schliesslich, nach ein paar Tagen, mussten die beruflichen Politiker, für eine kurze Weile nur verdrängt von den Augenblickspolitikern ihres rednerischen Temperamentes, sich ihres Geschäftes wieder annehmen. Mussten ihre Klugheit zeigen, welche darin besteht, sich solche Fragen möglichst gar nicht stellen zu lassen. Die vollzogene Revolution wurde also als eine Tatsache mit Statisten vor und auf der Tribüne gefeiert. Die Freiheit, eine schmeichelnde Vorschrift, war da. Die Wahrheit liess, wie es hiess, durch den Mund ihrer Redner sagen, sie sei frei. Das hatte natürlich nicht viel Sinn. Denn was kann der Wahrheit an der Freiheit liegen, wenn sie wahr ist? Es machte nur deutlich, dass es Wahrheit ohne Menschen nicht gibt, die sie mit sich herumtragen. Nackt ist sie nur in ihrem Brunnenloch. Zieht man sie da heraus, muss man sie anziehen, und da gibt ihr eben jeder seine Kleider. Aber man meinte mit der Freiheit der Wahrheit nur die Abschaffung der Zensur. Also die Freigabe der Meinungsäusserung. Die Journalisten beeilten sich, die neue Meinung auszukundschaften und zu haben, mit der beruflichen Geste, als ob sie sie immer schon so gehabt hätten. Und die Politiker beeilten sich, die Journalisten auszufragen. Man hatte die Zensur der Presse abgeschafft, aber die Zensur durch die Presse bestand weiter. Das ahnten die sechs Kinder nicht, die da eines Nachts die Redaktion der «Neuen Freien Presse» besetzten und die bisherigen Hersteller hinausjagten. Die Setzer weigerten sich, die neuen Artikel zu setzen, erklärten, die früheren hätten das gleiche entsprechender geschrieben, wenn man es ihnen nur gut auseinandergesetzt hätte. [. . .]

Jetzt konnte irgendein Pressjunge drucken lassen, die Familie Habsburg sei genau so viel wert wie die Familie Wokurka, was niemanden als diese letztere ehrenwerte Familie erschüt-

tern konnte. Dass man dann offiziell in Weimar die Hohenzollern absetzte, dabei konnte einem Nicht-Preussen nur auffallen, dass die Deutschen sie so lange ertragen hatten, ohne dass sie ihnen eine üble, aber unentbehrliche Gewohnheit geworden war. Kritik der Untertanen an sich selber wäre, wenn schon nötig, da sicher plazierter gewesen als Kritik des eben noch verehrten Herren, dessen Flucht ja alle Kritik in die Flucht hätte schlagen müssen.

Das gute österreichische Revolutiönchen strich in einem so sanften Winde, dass es ihren Trägern die Mäntel ganz von selber ohne ihr Zutun und allgemein unbemerkt auf die andere Seite drehte. Aber es waren diese Republikaner im Windumdrehen den paar irrtümlichen Schüssen dankbar, weil sie ihnen vor Gott und der Umwelt, der aufschauenden, so etwas wie eine laute Bestätigung des ja noch kaum Geglaubten gaben, dass man nämlich Revolution gemacht hatte, unblutig zivilisiert, aber doch und immerhin Revolution, genau wie 1789 und nur in den, unseren feineren Zeiten entsprechenderen äusseren Formen.

Ein paar Schüsse beim Parlament. Sie riefen mich und den Freund, der bei mir weilte, ans Fenster, denn meine Wohnung war nah dem Platz. Menschen liefen die Gasse herauf, die wir bis zum Ring übersehen konnten, liefen vor Schüssen davon, deren einer zu Tode traf. Und ein Bub wurde zertreten. Zwei Opfer, nicht mehr, dem Umfang und der Tiefe der Revolution als ein Zufall entsprechend. Andern Tages lasen wir es in einer Zeitung, gross aufgemacht, dass wir, Gütersloh und ich, die Kugel wohl nicht aus dem Lauf gelassen, aber das Gewehr geladen hätten. Einige Nummern eines Wochenblattes, das wir gemeinsam schrieben und «Die Rettung» nannten, waren er-

schienen und kaum sonst bemerkt worden als vom schlechten Gewissen jener, die vier Jahre lang mit ihrer nie sauber gewordenen Feder das unsaubere Geschreibe der Kriegspressequartiere besorgt hatten und da die letzten Monate als sehr unbeteiligte Kollegen und gar nicht mitmachende Kameraden gesehen hatten. Diesen zweien, man konnte nicht wissen, was sie noch vorhatten mit ihrer «Rettung», musste rasch der öffentliche Kredit genommen werden, am besten, indem man ihnen Blutschuld gab an einem zwölfjährigen Buben und einem alten Mann. Kam die Beschuldigung nicht weiter, als dass sie durch die Mäuler aller Müssiggänger der Stadt lief, tauchten nicht zwei bewaffnete Amtspersonen auf, uns zu verhaften, so nicht, weil man es in einem Amte nicht gern geglaubt hätte, sondern nur, weil sich die Ämter in einem etwas labilen Zustand befanden und noch nicht wussten, ob sie sich weiter würden dienen können wie bisher.

Wir schrieben hungernd, frierend und ohne Entgelt unsere Zeitung in eine gedachte, erhoffte Welt hinaus, die nicht nur dann zu leben meint, wenn es sich bezahlt macht. Dass Not unseres Leibes unserem Denken nicht falsch souffliere, hatten wir angespannteste Sorge und wollten, so lockend er sich auch mit roter Farbe anstrich, dem Politiker die Beute nicht lassen, den vor dem aufgerissenen Rachen des Redners erstarrten, ihm im kostbarsten Augenblicke schon zu verfallen bereiten Menschen des simplen Lebens. Es hätte sich ja in diesem kostbaren Augenblick entscheiden können, dass jeder nur so viel Wert besitzt, als er durch die Liebe des andern wert ist und er nichts mehr seinem Kleid, Abzeichen, Titel, Amt verdankt, ja nicht einmal seinem Talent, das nichts oft ist als Niedrigkeit. Es hätte sich – man schlägt sich immer auf die Seite des Hoffens – ver-

wirklichen können, dass in dem Leben wie in der Liebe nichts sonst gilt als die Schönheit der Muskel, die Fähigkeit zu lieben und die Jugend, und wo es nicht mehr so leicht gemacht wäre, an sich zu glauben, weil man selber leben muss und nicht nur gelebt werden. Wir wollten diese Zeit aus dem tiefsten asiatischen Gedanken grüssen, den bei uns Heraklit geformt hat: dass Zerstörung und Erneuerung unzertrennlich sind. Aber die Politiker waren schon am altgewohnten Werke, sich gegen Zerstörung und Erneuerung zu behaupten. Und dazu brauchen sie nur wieder da zu sein. Mehr Aufwand war nicht nötig. Und schon waren sie da.

Franz Werfel

Die Masse und der Einzige

Aus: Barbara oder Die Frömmigkeit

Der gebürtige Prager Franz Werfel (1890-1945) zählte auf allen Gebieten der Literatur, insbesondere jedoch als Erzähler und Lyriker, zu den auch international erfolgreichsten Autoren seiner Zeit. Der Roman «Das Lied von Bernadette», den er aufgrund eines in Lourdes auf der Flucht vor den Nazis abgelegten Gelübdes schrieb, wurde ein Weltbestseller.

Im Ersten Weltkrieg vor allem an der russischen Front eingesetzt, machte Werfel aus seiner pazifistischen Gesinnung nie ein Hehl. Während der Umsturzwochen schloss er sich in Wien der radikalen Linken an. Die Erfahrungen von damals verarbeitete er – im zeitlichen Abstand von zehn Jahren – in dem Roman «Barbara oder Die Frömmigkeit» (1929); auch die Ereignisse des 12. November 1918 sind darin festgehalten. «Barbara oder Die Frömmigkeit» ist die Geschichte des Schiffszarzes Ferdinand R., der als Sohn eines früh verstorbenen k. u. k. Obersten eine entbehrungsreiche Jugend hat. Als Leutnant im Krieg weigert er sich, das Todesurteil an drei standrechtlich verurteilten Soldaten vollstrecken zu lassen und lässt sie unter Gefährdung der eigenen Existenz entkommen. Er wird in eine Strafeinheit versetzt und schwer verletzt. Kaum genesen, führt ihn sein Freund, der Journalist Ronald Weiss, in den Kreis der Literaten des Café Central ein, wo man Ferdinand als pazifistischen Helden feiert. «Barbara oder Die Frömmigkeit» ist aber nicht nur ein Entwicklungsroman grossen Stils, sondern

auch ein Schlüsselroman: Werfel lieh seinem Helden Ferdinand manchen Wesenszug, Ronald Weiss ist ein Porträt von Egon Erwin Kisch und Dengelberger von Karl Renner, dem Staatskanzler der Ersten und Zweiten Republik und späteren Bundespräsidenten.

Die Flut der Hunderttausende, die langsam wie ein Lavaarm weiterrückte, war nicht eigentlich schön zu nennen. Aber wie schwerfällig sie auch strömte, wie unerbittlich sie auch Körper und Selbstbestimmung des Einzelnen auslöschte, sie schien als Eigenwesen eine ungeheure Freiwilligkeit und Souveränität zu besitzen. Jedermann unter diesen Arbeitern hatte in den vier furchtbaren Jahren die Quälereien der Musterungen, des Einrückens, der Ausbildung erlebt, die meisten waren draussen im Felde gewesen, alle ächzten noch immer unter dem Hunger. Wie sonderbar also war es, dass die Masse als Ganzheit an diesem Tage keine Erbitterung, keine Rache-Regung zeigte, da doch jeder Einzelne nach Vergeltung und Abrechnung gierig sein musste. In diesen Stunden des Aufmarsches bewies die Masse ein geheimnisvolles, höheres Selbstbewusstsein, das sich schon viel zu ruhig im Besitz der Zukunft fühlte, um nach dem Phantom des Gewesenen zurückzublicken, das in den Krämpfen der Niederlage verzückte. Das Reich war zerstört, das Volk besiegt, aber mit einem Male schien es nur einige tausend Wirklich-Besiegte zu geben und aus dem Nebel traten fünfhunderttausend Sieger. Alle hatten ihre Sonntagskleider angelegt, in jedem Knopfloch flammte die Nelke und der Tag äusserster Macht-Vernichtung verwandelte sich in einen Tag äusserster Macht-Entfaltung. So schnell entledigt sich die Zeit ihrer prächtigsten Staats-Leichen, denen das überrumpelte Ge-

müt lange nachträumt. Vor einigen Tagen noch war die Stadt voll von feldgrauen Männern gewesen. Heute sah man kaum eine Uniform mehr. Das kriegerische Grau lag mit anderer, weit edlerer Asche auf dem Abfallhaufen.

Nur eine lange Reihe von Soldaten machte sich bemerkbar. Es war die Rote Wehr. Die Kompagnien standen in ziemlich gelöster Linie vor dem weithinlaufenden Gitter des Volksgartens, so dass sie das Tor des griechischen Parlamentstempels gut im Auge behalten konnten. Man hielt sie im Allgemeinen für die militärische Sicherung des Volkshauses. Niemand achtete dieser Soldaten mit den roten Kappenbändern, obgleich sie die Bajonette auf die Gewehre gepflanzt hatten. Noch kannte sich ja kein Mensch in den Machtverhältnissen des werdenden Staates aus. Auch herrschte heute selbst unter den bürgerlichen Zuschauern, die allenthalben den gewaltigen Zug umsäumten, eine unklare und halbunterdrückte Freude, die weniger der Zustimmung für das Gegenwärtige entsprang, als der tiefen Befriedigung darüber, dass der mörderische Zwang der alten Staatsautorität endlich abgewirtschaftet habe. Keine Interessenrücksicht wird den Menschen jemals das vergnügliche Urbehagen versalzen, die unantastbare Herrlichkeit von gestern in Furcht und Schwäche heute zittern zu sehn. So geschah es denn auch, dass Herren mit gesitteten Goldbrillen und taktvoll verheimlichter Eleganz die Republik leben liessen und Männer mit ehemals kriegsbegeisterten und neuerungsfeindlichen Bärten ihre knorrige Gesinnungsstimme in die unzählbaren Aufschreie der Menge mischten. Wie siedende Wassersäulen eines plötzlich ausbrechenden Sprudels stiegen diese Schreie, unten breit und oben spitz, in die Höhe, um über den Dächern der Strasse zu zerstäuben und in zehntausend unverständlichen Silben

splittern auf die Häupter der Menschen niederzuregnen.

Solches Sirenengeheul aufplärrender Begeisterung zu entfesseln, kostete heut wenig Mühe. Debütanten der Redekunst übten sich auf allen Prellsteinen in dieser Wirkung. Der Volkswitz des Tages erzählte, dass manch ein ehrsamere Mann in den Häusern der anrainenden Strassen zu seiner Frau sagte: «Heb mir die Jausen auf! Ich spring nur ein bisschen hinunter und halt eine Red'.»

Zur annoch* unerforschten Erscheinung der Massenpersönlichkeit gehörte es ferner, dass der Inhalt all dieser Reden an sich völlig gleichgültig war. Das Ohr der Menge vernahm hinter den abgegriffenen Phrasen eine Sprache, die nur sie allein verstand und sonst niemand, weder der Redner noch auch der einzelne Zuhörer. Es war eine einfache Sprache, die nicht aus Begriffen bestand, sondern aus an- und abschwellenden Spannungen, aus Vorhalten, Höhepunkten, Fermaten und knallenden Kadenzten. Zum Übergrossen kann man nicht durch den Verstand sprechen, sondern nur durch Musik.

Der Rausch des kollektiven Selbstbewusstseins, der ringsum wogte, liess nichts Widerständiges und Feindseliges aufkommen. Wer konnte es wagen, gegen die Hunderttausend und ihren einhelligen Willen aufzutreten? Reaktion? Die Masse wusste, dass es dergleichen nicht gab. Irgendwo mochten ein paar alte Politiker, Würdenträger und Generale sich im Finstern verborgen halten. Bis auf diese Toten aber war die ganze Stadt mitgerissen in die unwiderstehliche Flutung des Neuen.

Das Bewusstsein der Kraft und des trotz allen Unglücks Er-

* Veraltete Form für: bis noch, bis jetzt

reichten, das keine Gefahr anerkannte, erzeugte Humor. Auf dem breiten Gefälle des feierlichen Stromes kräuselten sich überall Gelächter-Wirbel. Auch die Rote Wehr zeigte gemütliche Fröhlichkeit. Die Mannschaften waren aus der Front getreten und standen in lachenden Gruppen. Die Gewehre hingen ihnen schlampig über die Schulter. Ferdinand erinnerte sich eines üblichen militärischen Anschauers: «Wie eine Wach- und Schliessgesellschaft schauts ihr aus.»

Als er zu der Truppe trat, wurde er mit grosser Sympathie begrüsst. Einer erzählte ihm, es sei zwar verboten, Munition mitzunehmen, was ihn aber nicht daran gehindert habe, einige Patronenmagazine einzustecken. Weiss sah ganz und gar verwandelt aus. Die bleiche Miene der Verantwortung war wieder seinem pffiffigen Kolportagegesicht gewichen. Er trat auf Ferdinand mit dem scharfen Melderuck der k. u. k. Armee zu:

«Herr Leutnant, ich melde gehorsamst einen Feldherrn und dreihundert Fallotten.»

Dann schwatzte er befriedigt:

«Weisst du schon, dass du gestern einen grossen Triumph erlebt hast? Wo warst du übrigens? Eigentlich sollt' ich dich wegen unerlaubten Verlassens der Kaserne einsperren. Also! Man hat uns von massgebender Seite abgewinkt. Es findet keine Aktion statt. Wegen schlechten Wetters abgesagt. Du kannst dir denken, wie unser Lenin schäumt. Er hat sich noch gar nicht gezeigt.»

Es waren seit Beginn des Umzuges zwei Stunden schon vergangen und immer noch strömte es unerschöpflich von den Vorstädten her über die Ringstrasse. Man konnte die dickflüssige Bewegung nur an dem trägen Weitertreiben der Fahnen und Bezirkstafeln erkennen, die über dem Strudel der Köpfe

schwankten. Plötzlich aber trat auf dem weiten Platz, der durch die Menschenzahl nicht nur räumlich, sondern auch akustisch unendlich verbreitert war, eine aufhorchende Stille ein. Ferdinand und Weiss bestiegen eine Bank, um besser sehen zu können.

«Da schau her», verkündete Weiss, «die Bonzen kommen, die öden Oberpriester einer schöneren Zukunft.»

Dem Priamus gleich, der auf Trojas Zinnen seiner Schwiebertochter die Namen der riesigen Helden aufzählt, begann auch er jetzt die Namen der verschiedenen Parteihelden aufzuzählen. Langsam, wie aus einer Tube gepresst, quoll ein Haufen schwarzer Herren aus dem antiken Palasttor des Parlamentes. Man konnte noch in grosser Entfernung spüren, dass sie, die nun das Volk mit einem kernigen Schwung ihrer demokratischen Schlapphüte grüssten, von der Einmaligkeit dieser Stunde erfüllt waren und von dem unermesslichen Anblick, der sich zu ihren Füßen breitete.

«Dengelberger leuchtet bis hieher», sagte Weiss zufrieden. Und wirklich, die bodenständig lebensfrohe Gestalt des Optimisten überwand den dunklen Chor und hob sich als echte Persönlichkeit ab.

Einer der Herren trat jetzt weit vor, öffnete die Arme und begann seine Ansprache. Wenn man auch keinen Laut vernahm, so überwuchs sein Gesicht doch nach und nach die Gesichterunendlichkeit ringsum. Wie ein bleiches und eitles Blinkfeuer signalisierte es rhythmisch und tonlos im Menschennebel.

Zugleich auch gingen die Photographen und Filmoperateure an die Arbeit. Sie sassen auf den Litfasssäulen, in den Baumkronen und hielten sich im Klettersitz auf halber Höhe der Lichtmasten fest. Selbst auf dem First des Parlaments tauchten sie auf.

Weiss war in den Anblick dieses Lebens so tief versunken, dass er den ehrfurchtsvollen Gruss gar nicht bemerkte, den ihm ein malerischer Zivilist, der sich unter eine Gruppe der Roten Wehr gemischt hatte, mehrfach entbot. Ferdinand erkannte den alten Nowak. Der Sollizitator hatte sich sonntäglich herausstaffiert. Er trug einen Pelzrock mit gänzlich ausgerupftem Kragen, eine steife Dohle und, was zu dieser bürgerlichen Maske gar nicht passen wollte, einen mächtigen Knotenstock. Auf vorsichtigen, weit auseinander gespreizten Plattfüssen watschelte er abenteuergierig einher. Das ausrasierte Gesicht beschämte durch sein schlaghaftes Rot die Papiernelke im Knopfloch.

Ronald verfiel wieder einmal seinen wohlbekanntem Zweifeln an der Wirklichkeit der Geschichte:

«Soll man es für möglich halten? . . . Beinah genauso, wie es im Büchel steht . . . Das Volk versammelt sich auf dem Marktplatz und Perikies oder Solon verkündigt ihm die neue Verfassung . . . Pardon ich hab natürlich keine Ahnung von Solon und Perikies. . . In der Realschule haben wir das nicht gehabt . . . Übrigens kann nur ein Realschüler ein echter Revolutionär werden und niemals ein Gymnasiast . . . Ihr Gymnasialisten seid alle verstockte Aristokraten . . . Kenn ich dich? . . . Also so etwas wie das dort kommt doch nur in Theaterstücken mit starker Komparserie vor ... Ich hab einmal in Reinhardts Ödipus im Zirkus Schumann statiert . . . Lach nicht! . . . Ich nehm meinen Beruf ernst . . . Was ist denn?»

«Nichts», sagte Ferdinand und verbarg eine unbehagliche Empfindung. Elkan war aufgetaucht. «Was ist das für eine Geschichte mit Ödipus?»

«No . . . wir sind wie irrsinnig durch die Menge gelaufen, haben vorsätzlich Staub entwickelt und gebrüllt: Die Pest, die

Pest! . . . Siehst du, das fehlt mir hier . . . Für ein grosses Theaterstück ist das alles zu undramatisch ... Da gehört ein Reinhardt her . . . Ödipus auf den Stufen hat nicht den Hut geschwenkt, sondern die Hände gerungen . . . Kunststück, es war der alte Bonn . . . Weissst du was, ich hab damals mehr an die Pest geglaubt, als ich jetzt an diese Komödie hier glaube ... In der ersten Reihe ist ein dicker Kapitalist gesessen mit Brillantknöpfen im Frackhemd . . . Ich war immer schon ein Rebell . . . Irrtümlicherweise hat mich meine Grossmutter mit einem Lausbuben verwechselt . . . Der Kerl mit der polierten Millionenglatze ist mir so auf die Nerven gegangen, dass ich unter seinem Platz stehn geblieben bin und ihm minutenlang ins Gesicht gebrüllt hab: Die Pest ist über uns, die Pest, o ihr Götter, die Pest, die Pest! . . . Hast du eine Ahnung, wie der Mann sich geniert hat?»

Während Ronald noch erzählte, sah Ferdinand, dass in die Abteilungen der Roten Wehr unversehens eine krampfhaftige Bewegung gefahren war. Die Soldaten drängten vor und zeigten mit aufgeregten Gesten auf das Dach des Parlamentes. Ihr Befehlshaber merkte noch immer nichts. Gott schlug ihn in dieser gefährlichen Spanne mit üppigster Anekdoten-Schwelgerei.

Was sich jetzt entwickelte, geschah so überwältigend schnell, dass auch eine sekundenmässige Zergliederung den folgerichtigen Ablauf nicht wahrheitsgemäss entwirren und wiederherstellen kann. Keuchend sprang Wimpel heran, als hätte er nicht zehn Schritte, sondern einen Dauerlauf zurücklegen müssen.

Im Nu waren Ferdinand und Weiss von einem Haufen fuchtelnder Gardisten umringt. Eine Stimme überschrie die andre:

«Genosse Weiss! . . . Maschinengewehre gegen uns . . . Dort oben . . . Ein Offiziersputsch . . .“

Dieselben Leute, die noch vor zwei Minuten in freundwilliger Lässigkeit den Dingen zugeschaut hatten, waren verhext und steigerten sich durch wortloses Gebrüll in den Rausch hinan, den sie suchten. Die Verwandlung brauchte keine fünf Pulsschläge, um vollkommen zu sein. Die stärkste Verwandlung jedoch ging mit Weiss vor sich. Er, der noch die Worte im Mund trug, mit denen er die schattenhafte Theatralik solcher Vorgänge kennzeichnete, fiel sofort der Gewalt des Schauspiels zum Opfer, ja drängte sich in seine Mitte. Ferdinand hatte ihn so noch niemals gesehen. Seine Augen waren ganz klein vor Trunkenheit, die Haut über den Backenknochen brannte tiefrot. Jetzt wusste Weiss nicht mehr, dass er nur der Schauspieler dieses Augenblicks war. Von ungeheurer Sucht nach grossen Erlebnissen geschüttelt, brüllte er mit überschnappender Stimme:

«Achtung! Maschinengewehre! Vergatterung!»

Auch Ferdinand wurde von unverständlichen Mächten gepackt. Er hatte ja genau gesehen, dass auf dem Dach des Parlamentes ein Filmopérateur seine Kamera in Stellung brachte. Vielleicht war alles ein Irrtum. Von heulenden Soldaten umtanzt, glaubte er zu schreien: «Kein Maschinengewehr! Eine Filmkamera!» War es aber der allgemeine Lärm, der seine Stimme verschluckte, war es eine dämonische Gewalt, die sie lautlos machte, je mehr er schrie, je mehr seine Kehle ihn schmerzte, umso weniger hörte er sich selbst. Es war wie ein Traum. Endlich rang sich doch ein Schrei los: «Maschinengewehr!» Das Wort «Filmkamera» brachte er nicht zustande. Er versuchte Ronald Weiss mit beiden Händen zu packen.

Der aber bemerkte das gar nicht. Sein sonst bis in die Augenwinkel waches Gesicht war von einem tragischen Wahnsinn verschleiert. Da spürte auch Ferdinand die Umhüllung durch diesen Wahnsinn, eine wild-süsse Lust, einen zerstörerischen Drang, zu rennen, zu schweben, zu brüllen, um sich zu schlagen. Jetzt wollte er nicht mehr dem Sturm sich entgegenwerfen, denn er selber war zu einem Teil des Sturmes geworden.

In diesem Augenblick löste sich vom rechten Flügel der Abteilung ein Zug und stürzte hinter einem der Führer her, der seinen Säbel durch die Luft blitzen liess. Dies ertrug Weiss nicht. Da er keinen Säbel besass, wirbelte er mit dem rechten Arm das Galoppzeichen über seinem Kopf und kreischte:

«Mir nach!»

Ferdinand wurde mitgerissen, aber nicht von dem Ansturm der anderen, sondern von der vernichtungseligen Lust, die auch ihm alle Sinne raubte. Es war eine unbeschreibliche Sekunde orgiastischer Selbstvergessenheit. Neben ihm pfiß ein Atem, der kaum vorwärts konnte. Der alte Nowak schwang den Knotenstock. Seinen würdig-steifen Hut hatte er längst verloren. Der weisse Haarkranz sträubte sich wie ein Schein um den närrischen Schädel. Mit der meckernden Stimme lustiger Greise, die eins über den Durst getrunken haben, quakte er immer dieselben zwei Worte, die nicht in diese Zeit gehörten:

„Allons, enfants . . .»

Die Erscheinung Nowaks brachte Ferdinand zu sich. Nun rannte er gegen seinen inneren Widerstand an wie gegen eine Wand. In der Mitte der Ringstrasse blieb er stehn, unter seinem eigenen Willensbefehl wankend. Dies war einer der Lebens-

momente, da dieser zarte Ferdinand sich mit unerwarteter Kraft den heimlich-unheimlichen Göttern gewachsen zeigte.

Der schwerfällige Riesenleib der Masse hatte der sturmlaufenden Soldateska sogleich einen scheu-erstaunten Fleck geöffnet, an dessen Rändern sich die Menschenmauer dichter türmte. Auf den Parlamentsstufen entstand jetzt ein keifender Knäuel, in dem, das erstemal heute, peitschende Einzelstimmen vernehmbar wurden. Auch dies war nur eine Sache von Sekunden, während welcher die schweigend harrende Mauer immer ernster und schwärzer zu werden schien. Der Streit auf der Rampe zerplatzte in seiner Steigerung und plötzlich krachten rasende Kolbenschläge, die gegen das aufschallende Holz des Parlamentstores geführt wurden.

Alle, die es hörten, aber auch alle, wussten, dass im nächsten Nu der erste Schuss fallen werde. Jeder trug den luftzerreissenden Knall schon im Ohr, dennoch dachte noch keiner daran, zu fliehen und sich zu decken.

Ohne die geringste Verspätung ging dieser Schuss auch wirklich los. Die Ewigkeit einer kurzen nachlauschenden Stille und dann etwas Unvorstellbares: Ein hoher weibischer Massenschrei gleich dem prasselnden Wurf von Millionen Kieselsteinen gegen eine Metallwand. Und wie durch keine andere Ursache als diesen Schrei aufgereizt, setzte das tolle regellose Gewehrknattern ein.

Was war geschehen? Wer schoss? Die Hunderttausende verstanden nichts. Aber selbst die Soldaten der Roten Wehr, die gegen den First des griechischen Tempels pfefferten, hielten das Echo ihrer Schüsse für einen feindlichen Angriff und begannen jetzt nach allen Richtungen zu feuern. Das schwere Tor des Parlaments wich dem wütenden Hämmern nicht.

Ferdinand, der mit angespannten Muskeln unbewegt stand, fand sich mitten auf der jetzt so seltsam verkleinerten Fahrbahn allein. Einige Atemzüge hatten genügt, und das Monstrum der Masse war zerschlagen, zerstoßen, verschollen. Nur in den Mündungen entfernter Nebenstrassen wogten kleine schwarze Inseln.

Sinnlos pfiiff und miaute es in den Lüften. ‚Alles zu hoch‘, urteilte ein unbeteiligter Fachmann in Ferdinand. Geller, die vom Pflaster abgeprallt waren, trillerten an seinem Ohr vorbei. Er folgte der alten Gewohnheit und suchte Deckung hinter einem Baum der Ringstrassenallee. Schon lagen einige Menschenkörper auf dem Pflaster. Das erstaunte Wimmern von Verwundeten drang zu ihm. Da sagte er zum Baum, hinter dem er stand, als erzähle er ihm eine alte abgedroschene Geschichte, einigemal das bedeutungslose Wort: «Aha . . .»

Er hatte keinen Rausch mehr in sich, doch auch keine Trauer und keine Empörung, sondern nichts als eine unendliche Interesselosigkeit. Zehn Schritte von seinem Baum entfernt sah er seine Kappe zwischen den Geleisen der Strassenbahn liegen. Noch immer jaulten die Projektile durch die Luft. In drei feldgerechten Sprüngen war Ferdinand bei der Kappe und holte sie. Das rote Band aber, das abgefallen war, vergass er aufzuheben.

Karl Paumgarten

Aus: **Republick. Gelbe Pest und roter Tod über Wien**

Der bürgerliche Name Karl Paumgartens (1872-1927) lautete Dr. Karl Huffnagl. Er war Archivdirektor in Wien und schrieb unter dem Pseudonym Nithart Stricker für die christlichsoziale «Reichspost» und deren Nebenausgabe «Wiener Stimmen».

Mit mehreren antisemitischen Hetzschriften, u.a. «Juda. Kritische Betrachtungen über Wesen und Wirken des Judentums» (1921) und «Juden-Fibel» (1924), versuchte er den «verheerenden Einfluss» der Juden auf alle Lebensbereiche nachzuweisen, zugleich – mit anderen Broschüren wie «Arbeiter, auf ein Wort!» (1921) – den «nicht minder verderblichen» der Sozialdemokratie auf die Arbeiterschaft.

In dem Roman «Republick» (1924) geht es um die möglichst ekelerregende Darstellung des Umsturzes und der folgenden Monate: Juden, Marxisten, Arbeiter und Demokraten im Allgemeinen werden als Untermenschen oder Tölpel charakterisiert, die das «deutsche Wesen» zerstören und daher bekämpft werden müssen, und sei es mit Rattengift, wie es im Gespräch zwischen den beiden arischen Herrenmenschen des Romans, dem Journalisten Dr. Klaar und Oberst Kernhofer, heisst. Der zweite Ausschnitt behandelt die grosse Arbeitslosen- und Kriegsinvalidendemonstration vom 17. April 1919, die zu blutigen Ausschreitungen führte und sechs Menschenleben (darunter fünf Sicherheitswachebeamte) und 50 Verletzte forderte.

Paumgarten bemühte sich, das Bürgertum zur hasserfüllten

Aktion gegen die Arbeiter zu mobilisieren. Seine Methode, politische Gegner mit Worten zu Tieren zu machen, die man bedenkenlos ausrotten könne, wurde später vom Nationalsozialismus in die Realität umgesetzt.

«Ich sage Ihnen noch einmal: Nein! Das ungeheure Verbrechen, das an unserer Front und damit an unserem ganzen Volk begangen worden ist, wird niemals gesühnt werden. Die Rache für die schändlichste Tat der Weltgeschichte, für die Auslieferung des wehrlos gemachten deutschen Volkes an seine Feinde, mag heute der glühendste Wunsch aller ehrenhaften Deutschen sein – in ein paar Monaten denken kaum ein paar Dutzend Leute an sie. Eher werden die Schurken von ihren eigenen Massen erschlagen, als von den Leuten Ihrer Organisation. Die Wahlen für die Nationalversammlung stehen vor der Tür. Sie werden sehen: Die Mehrheit unseres Volkes ist borniert und charakterlos. Die Folge davon wird sein: Die Sozialdemokratie wird aus diesen Wahlen als die stärkste Partei hervorgehen. Dann wird sie unter der Führung des Meuchelmörders gegen die einheimische Bevölkerung eine Politik des langsamen Meuchelmordes treiben. Die Führer werden sich die eigenen Taschen füllen und daher beide Augen zudrücken, wenn ihr Anhang dasselbe tut, der intelligente Mittelstand wird nach und nach proletarisiert – das alles werden wir zwar knirschend, aber tatenlos über uns ergehen lassen, und von einer Rache wird keine Rede sein. Denn anstatt sich gegen die verbrecherischen Scheusale mit aller Wucht und Unbarmherzigkeit zu wenden, werden deren Opfer einander bekämpfen und zerfleischen.»

«Sie sehen verflucht schwarz! Aber – nehmen wir an, Sie

sehen richtig. Dann erklären Sie aber auch, dass die Führer auf unserer Seite zu schwach und zu beschränkt seien, um der anderen Seite erfolgreich die Spitze bieten zu können, nicht wahr?»

«Offen gestanden – ja.»

«Gut. Die nächste Folgerung aber ist die: Dass wir unbedingt Männer brauchen, die nicht schwach und beschränkt sind.»

«Richtig.»

«Geben Sie zu, dass unsere beiden Ziele – Verhinderung des Bolschewismus und Rache an den Verbrechern – erreicht werden müssen?»

«Ohne Weiteres. Beide erscheinen mir gleich wichtig. Wenn sich heute ein Negerstamm durch Überrumpelung der Herrschaft über das deutsche Volk bemächtigen und sie durch Blut und Schrecken behalten würde, müsste dieser Stamm so rasch als möglich aus dem Weg geräumt und für sämtliche Negerstämme ein Exempel statuiert werden, das ihnen für immer die Lust verleidet, über Deutsche zu herrschen. Ich bin gewiss ein Kulturmensch, aber ich stehe nicht an, zu erklären, dass ich in einem solchen Falle für die brutalste Ausrottung der Neger-Usurpatoren eintreten und selbst das Kind im Mutterleib nicht schonen würde. Und daran ändert sich für mich gar nichts, wenn mir statt der Neger – Marxistenführer gegenüberstehen. Es handelt sich in beiden Fällen um dasselbe: um die Erhaltung der deutschen Weltanschauung und Lebensauffassung, um die Erhaltung der deutschen Denkweise und der deutschen Sittlichkeit, überhaupt des ganzen deutschen Geistes- und Gemütslebens. Will der Marxismus das deutsche Wesen vernichten – und das will er! – dann müssen alle Mittel angewendet werden, die

seine Unschädlichmachung für jetzt und immer ermöglichen. Und wenns kein anderes Mittel gäbe, mit Rattengift.»

«Da haben Sie ja ein Ziel, das sogar noch weiter liegt als das unsrige! Warum wollen Sie denn dann nicht wenigstens bis zu unserem Ziel mit uns gehen? Ich getraue mich sogar, Ihnen zu versprechen, dass wir dann mit Ihnen bis zu Ihrem Ziel gehen. Gerade ein Mann wie Sie fehlt uns.»

«Nein, Herr Oberst. Ich habe vor einigen Tagen mit einem Ihrer hervorragendsten Männer gesprochen. Wissen Sie, was der gesagt hat? Er ist für die Rache begeistert, aber, sagte er, Gewalt darf unter keiner Bedingung angewendet werden, Blut darf um keinen Preis vergossen werden, denn das widerspräche dem Geiste des Christentums. Der Mann hat fast die Hälfte Ihrer Leute für sich. Ich sagte ihm: Herr, wenn eine Boa Ihren ganzen Leib umwickelt hat und Ihnen langsam den Atem auspresst, werden Sie zum Messer greifen, oder ihr einen Brief des heiligen Paulus vorlesen?»

«Ich stehe nicht auf seiner Seite.»

«Aber er hängt sich mit seiner ganzen Gruppe an Ihre Rockschösse, Herr Oberst! Und wenn Sie ausziehen, um die Bestien niederzukuñuppeln, dann wird er auf der Seite der Bestien gegen Sie stehen. Hinter Ihnen aber wird längst eine Rauferei im Gange sein zwischen den Legitimisten und Republikanern, zwischen den Anhängern der konfessionellen und der religionsfreien Schule, zwischen den Anschlussgegnern und den Anschlussfreunden und noch hundert anderen Parteien Ihrer eigenen Armee.»

Sie gingen das letzte Stück des Weges schweigend nebeneinander her. [. . .]

Vor dem Parlament hatte sich inzwischen eine riesige Menge gesammelt. Durchwegs Leute, die sich «Arbeiter»

nannten, aber die allerwenigsten sahen so aus, als ob sie sich im Schweisse ihres Angesichts ihr Brot verdienten. Der Verbrechertypus mit der niedrigen Stirn und den tiefliegenden Augen überwog ganz bedeutend. Es schien, als solle hier eine Heerschau sämtlicher Zuchthäusler Wiens abgehalten werden. Und die Masse grölte und heulte, fauchte und bellte, es war ein besinnungsraubendes Tönegewirr – aber kein einziger menschlicher Klang war in dieser grausigen Symphonie. Das Grässlichste in ihr war der ohrenzerreissende Diskant der Weiber. Wenn man einem Blinden hätte begreiflich machen wollen, dass hier für die Aufrichtung der Diktatur des Proletariats demonstriert werde, wäre er höchstens auf die Vermutung gekommen, Rinder-, Schweine- und Affenherden seien von der unpolitischen zur politischen Lebensform übergegangen.

Es waren aber tatsächlich Menschen, die hier zu Tausenden die Strassen erfüllten und wollten, dass ----- ja, was wollten sie denn nur? Das erfuhren sie erst von den Rednern, die da und dort auf einen Hydranten, auf den Sockel eines Einfriedungsgitters oder auf ein paar Männerschultern stiegen, mit heiserer, eigentümlich die Tonhöhe wechselnder Stimme einige Sätze über die Menge hin schrien und dann in der Masse untertauchten, um einige Minuten später an einem ganz anderen Orte wieder aufzusteigen und das Spiel zu wiederholen. Der Kassendefraudant, Mordbrenner und Dieb fühlte seinen Königsthron immer stärker wanken und glaubte seine Herrschaft noch einige Zeit halten zu können, wenn er sein Gebiet ringsum mit Anarchie umgebe. In Wien, wo ja seine «lieben Freunde» regierten und an arbeitsscheuem Gesindel kein Mangel war, hoffte er den ersten Brückenkopf seines politischen Strolchtums aufzurichten. Hieher sendete er seine besten Agitatoren,

die mit den wildesten und schwärzesten Augen, den dichtesten Wollschädeln und den gelenkigsten Extremitäten. Sie hatten den Auftrag, die bestialischsten Instinkte des Wiener Tiermenschentums bis zur Besinnungslosigkeit aufzustacheln und jede Rede mit dem kommunistischen Dogmensatz zu schliessen: «Gänossän! Där Prolätöriat hot verlorän seinän Gäduld, und jätz schräkt är auch nicht zurik vor Onzindän, Gurgälobschnaidän, Bauchaufschliezän und Schädälainschlogän! Vorwärts, Gänossän!» Vom Einbrechen und Stehlen sollten sie nichts sagen, denn das besorgte das reif gewordene «Volk» von selbst.

Die in bedeutender Stärke aufgebotene Sicherheitswache hatte von ihrer Regierung einen ganz anderen Auftrag. Sie sollte Leben und Eigentum der Bürger Wiens schützen, ohne aber die Kommunisten und Sozialdemokraten zu – reizen. Von der Waffe durfte sie auf keinen Fall Gebrauch machen, weil das die Masse – glaubte man – in höchstem Grade ärgert. So stand nun die brave Wiener Polizei in steinerner Ruhe um das Parlament herum, liess sich, gehorsam dem Befehl, mit Knüppeln schlagen und mit Steinen bewerfen, ins Gesicht spucken und mit Füßen in den Bauch treten und durfte sich gegen die zehnfache Übermacht des zu tobender und schäumender Wildheit aufgepeitschten Plattenbrüdertums nur mit der unausgesetzt wiederholten Beschwörungsformel zur Wehr setzen: «Bitte nicht stehen zu bleiben! Bitte weiter zu gehen!» Hatten denn nicht der Hauptmann Feitel und der Leutnant Krizeles mit ihren kommunistischen Bataillonen gedroht, wenn auch nur ein Tropfen Blutes der Angreifer fliessen sollte? Hatte nicht die christlichsoziale Partei in diesen Tagen des Zähneklapperns ihrer wehrhaften Jugend mit besonderer Eindringlichkeit die süßen Wonnen des Märtyrertums gepredigt? Und waren nicht die

völkischen Heldenjünglinge, die bei jedem Bierschluck schworen, dass sie jeden Augenblick bereit seien, für ihr Volk das Leben zu opfern, aus Gründen der Anschlusspolitik nun die Verbündeten der roten Verbrecherhorde? Es war ihnen gesagt worden: Das deutsche Volk müsse, um aus der Knechtschaft wieder herauszukommen, eine bolschewikische Welle über sich ergehen lassen, und die völkischen Heldenjünglinge jubelten seither jedem Schandkerl entgegen, der da kam im Namen des Herrn – Bronstein.

Durch die grauen Nebel wallten schon die Schleier der Nacht. Von der Lastenstrasse her leuchteten, wie lauter grosse Monde, die Lichter der Laternen und Wagenlampen. Um das Parlament tobte in geheimnisträchtiger Finsternis der Kampf zwischen rasender Anarchie und gefesselter Ordnung. Noch hielt die lebende Mauer der Polizisten der ungeheuren Brandung stand, ohne sich um das heisse Blut zu kümmern, das von ihr niederrann. Plötzlich, an der Ecke, die gegen den Schmerlingplatz zu lag, riss die Kette der Wachmannschaft. Schüsse knallten aus der Menge. Das Pferd eines Polizeimannes brach jäh zusammen. Grauenhaft gellte der Triumphschrei der «Demonstranten» zum Nachthimmel auf. Im Nu stürzte sich eine Rotte auf das Pferd, und ein Dutzend Schnappmesser schnitt aus dem zuckenden Leib des Tieres grosse, warme Fleischstücke. Andere fielen über den gestürzten Wachmann, hieben und stachen auf ihn los und traten ihn mit den Stiefeln so lange, bis er sich nimmer regte. Und in derselben Sekunde schoss eine helleuchtende Flamme aus einem Fenster des Parlaments. Dort waren andere «Politiker» eingedrungen, Petroleum und Benzin waren wunderbarerweise in genügender Menge zur Hand – die Vorhänge loderten auf, gleich darauf war das ganze Gemach

von einem Flammenmeer erfüllt. Die Wache musste sich noch weiter zurückziehen, musste ohnmächtig zusehen, wie ihr Kamerad zu Tode gemartert wurde, wie die Flammen immer höher stiegen, wie immer mehr Anhänger der Selbstregierung durch zertrümmerte Fenster ins Innere des Gebäudes drangen und dort Schreibtische und Kasten aufbrachen und nach Wertgegenständen durchsuchten, von den Sofas und Stühlen das Leder schnitten und sich alle Taschen und die mitgebrachten Rucksäcke prall füllten. Sie wollten zeigen, welche Art von Kulturarbeit das klassenbewusste Proletariat zu leisten vermag, wenn man seine Instinkte gewähren lässt.

Sukkurs rückte an und die Trompeten der Feuerwehr kamen näher. Aber die Hilfe war zu schwach gegen die vordringenden Massen. Die Feuerwehr wurde aufgehalten; die Menge duldet nicht, dass der Brand gelöscht werde, denn – das wäre doch eine sonderbare Demokratie gewesen, wenn man die Einbrecher und Brandstifter mitten in ihrer wichtigen politischen Arbeit angespritzt hätte!

Endlich – endlich! – durfte die Wache die Säbel ziehen. Denn – sie gab sich selbst dazu die Erlaubnis. Im Nu stob das ganze feige Gesindel angstbrüllend und kreischend nach allen Seiten auseinander. Die Demonstration für die Aufrichtung der Diktatur des Proletariats hatte in dem Augenblick ein Ende, in dem der Mob den ersten ernstesten Widerstand spürte. Noch versuchte ein kugeliges Kopf, dessen Haare einem verfilzten Schaffell glichen und dessen ungeheure, speicheltriefende Negerlefzen ekelregend klafften, die fliehenden Horden zu einem neuen Sturm zu sammeln: «Genossen! Proletarierblut ist geflossen! Rache! Rache!» Der Bevollmächtigte des Rätedankens gab aus seinem Revolver ein paar Signale zum ent-

Scheidenden Angriff ab – die Wirkung war aber anders, als er beabsichtigt hatte. Er brachte in die Flucht nur den wahnsinnigen Schrecken. Das Proletariat trat sich selber nieder. ----

Friedrich Heydenau

Aus: **Der Leutnant Lugger**

Friedrich Heydenau (1886-1960) hiess eigentlich Oppenheimer und war der jüngere Bruder des Malers und Graphikers Max Oppenheimer («Mopp»). Bis 1918 war Heydenau Offizier, dann lebte er als freier Schriftsteller. 1939 emigrierte er über Schweden in die Vereinigten Staaten. Mit seinem Buch «österreichische Rhapsodie» (1952) schrieb Heydenau im Exil einen betont österreichischen Roman aus der Endzeit der Monarchie. «Der Leutnant Lugger» (1934) ist, am Einzelfall veranschaulicht, die Geschichte der aus dem Krieg heimgekehrten Offiziere, ihrer Schwierigkeiten, sich nach dem Zerfall ihrer Heimat, der Armee, in das bürgerliche Leben einzugliedern.

Am Nachmittag geht er durch die Stadt. Nun sind die Rollbalken an den Geschäften nicht mehr heruntergelassen, und in den Cafés gibt es keine leeren Tische. Der erste Revolutionsschreck scheint überwunden. Auch auf den Strassen sind viele Menschen und nicht nur Schlenderer; manchem ist Geschäftseile vom Gesicht zu lesen. Die Blicke aller aber gleiten an ihm vorüber. Keinem fällt es ein, nach dem Humpelnden zu sehen. Und Frauen schon gar nicht. Er schert sich nicht um diese Nichtbeachtung, und er findet sie nur passend zu seiner Lage.

Bloss als er der ersten Uniform begegnet, und auch der Soldat kühl an ihm vorbeisieht, packt es ihn. Scharf blickt er in das Gesicht des Deutschmeisters, und es macht ihn irgendwie zufriedener.

Wachleute patrouillieren, unterstützt von einer Art Stadtgarde, Soldaten, die in feldgrauer Uniform und mit Gewehr Dienst versehen. Auch die Feldgrauen tragen keine Sterne mehr, und den kaiserlichen Namenszug auf ihren Kappen verdecken weissrote Bändchen.

In herbstlicher Nachmittagssonne träumt die Ringstrasse. Schon sind die Portale des Hotels wieder geöffnet, und zu ihren Seiten stehen Liftjungen. Der Corso davor aber liegt verlassen, der Trab der Fiaker hallt nicht vom Pflaster, und in den Alleen ist bloss das abgefallene Laub der alten Ahorne.

Langsam humpelt er dem Militärkasino zu. «Dort wird man dir über alles Auskunft geben, was du unternehmen sollst . . .» hatte der Hotelier gesagt.

Von weitem erkennt er, dass der Doppeladler über dem Tor des Militärkasinos mit Jutefetzen umwickelt ist. Als hätte sich das alte Palais, gleich den Rosetten der Stadtgardisten, der Vergangenheit zu schämen.

Man weist ihn in einen kleinen Saal. Er findet einen Offizier hinter einem Schreibtisch. Listen sind zu einem Stoss geschichtet, und ein grosser Bogen liegt entfaltet. Auch dieser Offizier trägt keine Sterne mehr am Kragen. Doch an den Spuren, die sie an den hellen Aufschlägen hinterliessen, erkennt man, dass er Hauptmann gewesen sei.

Lugger quält die Ruhe auf diesem Gesicht, die Ausgeglichenheit dieser Mienen, die deutlich besagt, dass er sich schon abgefunden habe. Er fühlt, dass er an jedem Wort jetzt würgen müsste.

Da kommt ihm der andere zuvor und deutet nach de Krück-

stock: «Was für eine Verletzung hast du . . .»

«Lähmung des Fusses nach Nervennaht . . .» Und er staunt, dass es ihm möglich war, zu reden.

«Kommst du wegen Aufnahme in die neue Armee . . .?»

«Ja – ich habe davon gehört . . .» Ganz nahe tritt er jetzt an den Schreibtisch heran.

«Das Gesetz ist heute beschlossen worden – als Verordnung vorläufig . . .» Und nach einer kleinen Pause: «Du kommst aber – leider – nicht in Betracht – es werden nur Volltaugliche genommen . . .» Er sagt es leise und sieht ihn dabei mitleidig an.

Lugger ist erleicht. Krampfhaft greift er nach dem Stuhl, den ihm der andere hinschiebt. Der spielt nun mit dem Stift: «Leider – leider – da lässt sich nix machen . . .» Doch ein Ruhegehalt könnte er erlangen, und jetzt erkundigt er sich nach Luggers Ausmusterungsjahr.

Noch immer starrt Lugger: Als Ruheständler leben – kaum grossjährig . . .! Als Pensionist . . .! Er sieht alte Majore und Hauptleute über die Ringstrasse der Vorkriegszeit gehen, aus dunklen Zigarren paffend, verblichene Portepées baumeln ihnen an den toten Säbeln, deren Scheiden glanzlos und verbeult sind. Immer hatte ihm vor solchem Ende gegraut – und jetzt sollte er selber . . .

«Die Kriegsjahre zählen doppelt und auch der Dienst in Bosnien . . .»

Da fährt er empor: Vielleicht wäre es dennoch die Rettung.

Schon sitzen sie rechnend beieinander. Aber so sehr sich auch beide bemühen, immer fehlen einige Monate zu den vorgeschriebenen zehn Dienstjahren.

«Es reicht bloss für Abfertigung – drei Monatsgagen werden sie dir bezahlen . . .» Und in seinem Blick ist das gleiche

Mitleid wie vorhin. «Und eine kleine Invalidenrente wird dir der zerschossene Fuss auch eintragen . . .» Dann erklärt er ihm Eingaben und deren Text. Gewissenhaft notiert Lugger jedes Wort.

Als er wieder auf der Strasse steht, ist es Abend. Heute flammen auch die grossen Reflektoren über den Platz. Das grelle Licht der Lampen bringt ihm den ganzen Jammer erst zu Bewusstsein: Altes, wertloses Eisen bin ich geworden ... ! Man braucht mich nicht mehr – weil ich nicht mehr zu brauchen bin ... ! Er schiebt den Hut in den Nacken, feucht fühlt sich die Stirn an, und der ungewohnte Steifkragen presst ihm die Kehle. Wertloses Eisen – trotz Theresienkreuz ... ! Und wäre das in der alten Armee ebenso gewesen ... ? Er stösst den Krückstock gegen das Pflaster: Nein – und tausendmal nein . . . ! Irgendwie hätte sich ein Platz gefunden, ein Ehrenplatz vielleicht . . . !

Erbitterung ist in ihm, und er humpelt rasch über den grell erleuchteten Platz, das Dunkel der Seitengassen suchend.

Lange irrt er umher und zu jedem Schritt sich zwingend, und er beschleunigt nur das Tempo, sobald er in den Bannkreis eines Lichtkegels gerät. Manchmal hält er vor dunklen Schaufenstern, gedankenlos die Gegenstände anstarrend, obwohl sie kaum zu erkennen sind.

Endlich entschliesst er sich, das Hotel aufzusuchen. Er sieht den Hotelier im Gespräch mit einem Gast und ist froh darüber: Nur jetzt mit niemand reden müssen! Er drückt sich an ihnen vorüber. Schon gleitet der Lift empor.

Langsam entkleidet er sich. Jeder Griff quält ihn: Mit diesem Abend ist die Offizierslaufbahn zu Ende – ist die Uniform für immer erledigt . . . ! Hasserfüllt betrachtet er den billigen Anzug, den simplen Hut, die Krawatte, die einstmals zu Aus-

gängen in «Räuberzivil» zu schlingen ihm Spass bereitet hatte. Er war sogar stolz darauf gewesen, es besser zu treffen als alle übrigen am «Heimatboden», und der kleine Quietsch hatte ihn deswegen sehr beneidet. Wenn der wenigstens noch lebte ... ! Oder Schek . . . ! Einen Augenblick überschlägt er, Rammerberger aufzusuchen – vielleicht könnte der Rat wissen ... ? Dann sagt er sich, wie leicht es wäre, auch Trixi dort zu treffen, und er sieht das kühl abweisende Gesicht der alten Rammerberger.

Oder den blitzgescheiten Kopf . . . ? Der aber war sicher schon daheim in Kärnten. Oder weiss Gott wo . . .

Seufzend legt er sich zu Bett. Da fällt ihm ein, dass er noch gar nicht zu Abend gegessen habe. Er entzündet eine Zigarette: Und wie oft war das im Graben der Fall gewesen . . . ?

Er raucht in grossen Zügen. Man wird eine Stelle finden müssen. Als Sekretär vielleicht ... ? Oh, könnte man wenigstens noch Fechtlehrer sein ... ! Dann sieht er sich in einem Büro, Rubriken warten darauf, mit Zahlen gefüllt zu werden. Das wird man doch treffen ... ? Und wieder sieht er die alte Frau von Rammerberger, und jetzt hört er auch deren Stimme: «Wie sauber Sie unsere Bridgerechnung führen – Sie hätten Talent zum Sekretär . . . !»

Er zerdrückt den Stummel: Es wird sich schon etwas finden lassen.

Und alle Erwägungen verrinnen nun im Schlaf.

Karl Ziak

So stirbt eine Stadt

Aus: Wien. Heldenroman einer Stadt

Der Wiener Karl Ziak (geboren 1902) war Verlagslektor und verfasste neben zahlreichen Bergsteigerbüchern – u.a. «Der Mensch und die Berge» (1936) – auch den Biedermeierroman «eines Sonderlings»: «Kyselak» (1940). Seine Erinnerungen an die Kriegszeit sind in dem Band «Ich war kein Held, aber ich hatte Glück» (1977) niedergeschrieben. 1931 erschien der «Heldenroman einer Stadt»: «Wien». Ihm ist das folgende Stimmungsbild allgemeinen Niedergangs entnommen.

Langsam verdämmert ein Tag nach dem andern; verdämmert grau hinter den westlichen Bergen, auf denen vereinzelte Baumgruppen – Reste verwüsteten Waldes – mit traurigen Ästen trostlos gegen den bleischweren Himmel stehen: Monument der Ohnmacht, gewaltiger als ein Bau von Stein, erschütternder als ein Denkmal von Erz.

Wer glaubt da, sieht er die trüben Oktoberwolken, dass ein duftender Frühling über das Land geflogen, ein Sommer es mit Sonne gesegnet? Ist es nicht, als wäre auf den traurigen Winter 1918 gleich wieder Winter gefolgt? So wenig hat das Bild der Stadt sich verändert; so gar nicht hat sich ihr Schicksal gewendet.

Noch immer stehen die steinernen Fronten grau und eintö-

nig in nüchternen Gassen; in ihrem Antlitz noch immer die Spuren des Krieges, der Vernachlässigung für sie bedeutete und Verfall. Abgeblättert ist der Verputz. Rote Ziegel leuchten wie offene, brandige Wunden. Zacken und Zierat zerbrochen; Messingbeschläge verschwunden und durch eiserne ersetzt, die schon vom Rost angenagt sind. Fenster klaffen ohne Scheiben; ihre Rahmen sind schon längst ohne Lack. Wo ein Gitter Gärten gefriedet, ragt nur letzter Rest der Umzäunung: verbogene Pfähle. Das Gras ist weggetreten wie der Pelz eines zerschlissenen Teppichs. Gelbe Stoppeln nur stehen da und dort aus dem Staube. Wiesen und Wege sind keine begrenzten Flächen mehr; ein ungeordnet schmutziges Tuch, mit ein paar zerzausten Sträuchern besetzt.

Matt und mutlos schleichen die Menschen durch die verödeten Gassen. Noch immer lastet wie ein schwerer Traum auf allen die Sorge ums tägliche Brot. Wirklich ums tägliche. Denn fast nur von Tag zu Tag ist der Bedarf gesichert. Der Aussenminister reist nach Deutschland, nach Rom und Prag. Er verhandelt mit der Schweiz und mit den Unionstaaten. Überall muss um Getreide er betteln. Was er erhält, es genügt nur für wenige Wochen. Hinter diesen steht wieder die bange Frage: Was dann?

Und was ist bis dahin «gesichert»?

Ein Viertel Brot täglich für jeden, einige Dekagramm Fett, ein Schälchen Milch und ein paar Stückchen Zucker.

Im Mehl findet man Baumrinde und Papier.

Alles lebt noch nach Karten, lebt von fleischlosen Tagen.

Früh am Morgen schon stehen an die sechzigtausend Menschen bei der Grossmarkthalle um Fleisch. Vierzehn Ohnmachtsanfälle werden gezählt, siebenzig Taschendiebstähle. Und in einer halben Stunde ist der Vorrat verkauft.

Wieviel gehen da leer heim?

Wohl ist man's nun schon seit Jahren nicht anders gewöhnt, als zu darben und vom Dürftigen sich noch etwas abzusparen, wenn die Quote wieder gekürzt wird. Aber alles erreicht doch schliesslich die Grenze – wollte der Wille noch mit, der Leib versagt ihm den Dienst.

Der Körper verkümmert, der Magen schrumpft, die Muskeln erschlaffen, das Fett ist längst aufgezehrt. Die Widerstandskraft erlahmt. Menschen brechen auf der Strasse zusammen, Menschen sterben Hungers.

Eine Stadt stirbt.

Auf tausend Todesfälle nur vierhundert Lebendgeburten.

Und doch ist der Krieg schon seit zwei Jahren beendet, der Friede geschlossen. In Holland ist Käse in Überfluss und muss verderben. In Amerika fallen die Preise der Lebensmittel um ein Zehntel.

O Schmach des zwanzigsten Jahrhunderts, das von Weltteil zu Weltteil durch den Äther spricht und in dem der Mensch nicht zum Menschen findet! Ein Volk verhungert, weil der Staat ihm zerstört ward, weil der Feind es ausgeplündert hat und weil's nicht mehr zahlen kann.

Ständig steigen die Kosten des Lebens, in immer rascherem Zeitmass, und langsam nur klettern ihnen die Löhne nach. Der Staat muss aus seinen Kassen Geld für die Einfuhr zuschiessen. Längst schon ist alles Gold zu Papier geworden. Eine Tasche könnte die vielen Eisenmünzen nicht fassen, die eine Mahlzeit kostet. Tag und Nacht rattert die Presse, und aus der Staatsbank flattern in jeder Woche Milliarden Banknoten.

Der Geldknappheit zu begegnen, geben viele Gemeinden Gutscheine aus, Zettel in allen Farben, wie zur Freude des

Sammlers gedruckt. Kleine und kleinste Orte folgen dem Beispiel der grossen, und es fehlt nicht an Wirten und Krämern, die auf eigene Rechnung ein Süm্মchen damit verdienen.

Aber was nützt dieser papierene Regen? Er fällt und versickert auch schon. Denn gross ist die Not.

Obwohl so viele Männer gemordet wurden, obwohl noch immer hunderttausend Gefangene in Sibiriens Wäldern der Heimkehr harren, warten Hunderttausende Hände auf Arbeit; warten vergeblich. Denn schwach ist die Kaufkraft des Volkes. Jeder begnügt sich mit dem Nötigsten; muss damit sich begnügen.

Fabriken sind stillgelegt; Industrien müssen feiern, weil sie nichts absetzen können. Manche, die Arbeit hätten, müssen ruhen, weil – Ironie des Schicksals! – ihnen die Kohle fehlt. Tschechen und Polen streiten um die schlesischen Gruben, und wir frieren und müssen feiern. O Schmach des zwanzigsten Jahrhunderts, das von Weltteil zu Weltteil durch den Äther spricht und in dem der Mensch nicht zum Menschen findet! Schranken begrenzen Länder und beschränken den Geist und die Herzen.

Der Dampf der Fabriken wird schwächer; der elektrische Strom, der Gasverbrauch wird gedrosselt. Zwanzig Kilogramm Kohle erhält eine Familie für die Woche zum Kochen und Heizen. Theater und Kinos werden gesperrt und auch die Schulen.

Züge sind aufgelassen. In düsteren Morgenstunden schon sind die Bahnhofshallen von Wartenden dicht erfüllt. Die Wagen sind vollgestopft, die verdreckten Wagen mit den zerbrochenen Fenstern.

Der Stadtbahnverkehr wird vollständig eingestellt. (Er bleibt es auf Jahre.) Die Strassenbahn verkürzt ihre Linien. Um

neun Uhr schon zieht der letzte Wagen die Schleife, und dann ist die Stadt in Ermüdung erschlaft. Denn schon um acht Uhr werden die Tore der Häuser geschlossen, eine Stunde darauf löschen auch die Kaffeelokale die Lichter.

Langsam verschleicht in dunklen Strassen die Nacht, verschleicht der graue Tag wie die Nacht – bis dann ein Morgen kommt, da der Verkehr in der Stadt überhaupt eingestellt ist. Herden von Menschen traben dann durch die Strassen, mancher von einem Ende der Stadt zum anderen, wohnt er nicht in der Nähe seiner Beschäftigung. Ein dumpfes, ungewohntes Geräusch erfüllt den Morgen: unregelmässiges Schreiten von tausend Menschen. Dafür aber fehlt das gewohnte Klingeln der elektrischen Bahn, ihre sausende Fahrt und ihr Knirschen beim Halten.

So geschieht's mehrmals binnen weniger Wochen.

Und dann, dann kommt ein Tag, da stockt auch der Fernverkehr, und bald werden wir abgeschnitten sein von der Welt.

So stirbt eine Stadt.

Zeitungen drucken es in fetten Lettern, schreien es hinaus in die Welt: «So stirbt eine Stadt/ Welche Sensation! Eine einstige Weltstadt, Hauptstadt eines vielhundertjährigen Reiches, Vaterstadt unsterblicher Meister, stirbt vor unseren Augen!

Und es kommen die flinken Reporter, wandeln durch die Strassen wie auf den Resten der alten Roma, wie auf den Trümmern Trojas und schreiben: «So stirbt eine Stadt/

Mancher Feind hört es mit Schadenfreude. Freunde haben Tränen in den Augen – und zucken die Achseln.

Wo ist aber euer Versprechen, gewählte Männer des Volkes? Wo ist dein Versprechen, sozialistischer Bürgermeister, Graukopf mit der roten Nelke im Knopfloch?

Hugo Bettauer

Ein Gespräch mit dem Kanzler

Aus: *Der Kampf um Wien*

Hugo Bettauer (1872-1925) war ein ebenso populärer wie skandalumwitterter Journalist und (Schlüssel-)Romanautor. Mehr als 20 Romane, darunter «Die freudlose Gasse» (1924; verfilmt mit Greta Garbo) und «Die Stadt ohne Juden» (1922), eine utopisch verkleidete Satire auf den Wiener Antisemitismus, haben ihn zum Verfasser.

Erfolgreich und angefeindet war Bettauer aber auch als Zeitschriftengründer («Er und Sie», «Bettauers Wochenschrift»). Wegen Pornographieverdachts machte man ihm einen Sittlichkeitsprozess, in dem er allerdings freigesprochen wurde. Daraufhin setzte eine gewaltige Kampagne der christlichsozialen und «völkischen» Blätter gegen den «Jugendverderber» Bettauer ein. Am 10. März 1925 schoss ein junger Nationalsozialist Bettauer in den Räumen seiner Redaktion nieder. Er starb 16 Tage danach an den Folgen der Schussverletzung.

«Der Kampf um Wien» erschien erstmals 1922/23 als Fortsetzungsroman in der liberalen Wiener Tageszeitung «Der Tag». Bettauer schildert darin die Abenteuer eines amerikanischen Milliardärs, Ralph O'Flanagan, der seiner aus Wien gebürtigen Mutter auf ihrem Sterbebett versprochen hatte, sich der dahinsiechenden österreichischen Wirtschaft anzunehmen. Sofort nach seiner Ankunft in Wien gerät Ralph in einen Hexenkessel von politischen und privaten Intrigen. Alle wollen sie sein Geld, die Schieber, die Betrüger und auch die österreichische Regierung. Bei der Unterredung mit Bundeskanzler Ignaz

Seipel spielt der – damals vor allem auf Hochschulboden bemerkbare – Antisemitismus eine wichtige Rolle.

Als er dann schliesslich müde, erfüllt von Unlustgefühlen, nach dem Hotel zurückkehrte, wartete Sektionsrat Winder auf ihn, überbrachte die Grüsse der Regierung, die sich glücklich schätze, einen so illustren Gast zu beherbergen, und versicherte, dass sich der oberste Beamte Österreichs, der Bundeskanzler, sicher freuen würde, Mister Ralph O'Flanagan kennenzulernen.

Ralph war auf das Peinlichste überrascht. Fremde Mächte griffen nach ihm, zerrten ihn, der in aller Stille sehen, prüfen und urteilen hatte wollen, ins grelle Tageslicht, verwickelten ihn in Affären, deren Tragweite er noch nicht kannte. Aber was tun? Wäre es nicht verletzend Missachtung gewesen, wenn er der Einladung des Oberhauptes eines kleinen, unglücklichen, aber kulturell so hochstehenden Landes nicht folgte? Würde sich nicht jeder Fremde in Amerika glücklich schätzen, wenn ihn Präsident Harding einladen wollte? Und vielleicht, wahrscheinlich sogar war der österreichische Bundeskanzler, dessen Namen Ralph vorläufig nicht einmal kannte, dem amerikanischen Präsidenten in mehr als einer Beziehung überlegen. Er selbst aber? Was war er denn? Nichts als ein durch den Zufall der Geburt enorm reicher Mann, der aber sonst noch nichts geleistet, keinerlei Beweise für Wert oder Unwert gegeben.

So zwang sich denn Ralph zur ausgesuchtesten Höflichkeit und erklärte, es würde ihm ein Vergnügen sein, beim Bundeskanzler vorzusprechen.

Der Präsidialist atmete auf.

«Doktor Seipel wird sich wirklich freuen. Wenn es Mister O'Flanagan vielleicht heute passen würde? Nachmittags um vier Uhr ist der Kanzler frei.»

Je rascher das vorübergeht desto besser, dachte der Amerikaner und nahm an.

Gleich nach dem Luncheon begab sich Ralph nach einer der grossen Autoausstellungshallen am Ring, prüfte mit Kennerblick die prachtvollen Wagen, entschied sich für einen glanzvoll ausgestatteten 60-HP-Wagen mit geschlossener Karosserie, knüpfte aber an den Kauf einige Bedingungen:

«Ich nehme das Auto nur, wenn mir innerhalb einer Stunde eine Garage, ein erstklassiger Chauffeur zur Verfügung steht, Öl und Benzin besorgt wird und der Wagen fix und fertig vor dem Hotel Imperial steht.»

Wenn es durchaus sein muss und jemand von einem Preis von 450 Millionen nicht einen Heller herunterhandelt, kann man sich auch in Wien eilen und das Unmögliche möglich machen. Und so stand denn wirklich um drei Uhr das funkelneue Auto mit einem wie ein deposedierter Fürst aussehenden Chauffeur vor dem Hotel.

Einige Minuten später hatte es den Amerikaner nach der Herrengasse 7 gebracht, und ohne auch nur die üblichen fünf Minuten warten zu müssen, wurde Ralph dem Bundeskanzler vorgestellt. Dr. Seipel war ganz Wohlwollen und Jovialität, rückte Schachteln mit Zigarren und Zigaretten herbei und begann:

«Ich danke Ihnen für Ihren Besuch, der ja nicht ausbleiben konnte, wenn die Zeitungsnachrichten wahr sind, die besagen, dass Sie, um das Andenken Ihrer seligen Mutter zu ehren, hier in diesem so klein und arm gewordenen Lande helfend eingreifen wollen.»

«Wahr und nicht wahr sind diese Ansichten, Herr Bundeskanzler! Im Tiefinneren liegt mir allerdings das Schicksal Österreichs nahe, aber noch habe ich keinerlei feste Pläne, noch bin ich mir ganz im Unklaren, wie, mit welchen Mitteln und ob überhaupt für mich die Möglichkeit besteht, das zu tun, was berufsmässigen Staatsmännern, Diplomaten, den weisen Herren des Völkerbundes bisher nicht gelungen ist.»

«Nicht gelungen ist, weil man uns mit kühlen, rechnerischen Erwägungen nicht helfen kann. Dazu gehört mehr als nur Geld, dazu gehört Gefühl und Herzensteilnahme. Und eben diese beiden Momente müssen bei Ihnen, dem Sohn einer Wienerin, vorhanden sein.»

Sehr geschickt, diesmal einen ein wenig salbungsvollen Ton anschlagend, brachte der Kanzler das Gespräch immer wieder auf Ralphs Mutter, liess sich von dem jungen Amerikaner alles erzählen, was er wusste, und Ralph wurde unwillkürlich warm, ging mehr aus sich heraus, als er beabsichtigt hatte.

Dr. Seipel benutzte das und begann von dem Elend Wiens zu erzählen, von den moralischen Verwüstungen als Folge der Geldentwertung, von dem unaufhaltsamen Niedergang der grossen Bildungsinstitute, die nicht in der Lage seien, ihre Bibliotheken und Laboratorien zu ergänzen, genug Kohle anzuschaffen, um die Hörsäle zu heizen.

«Schauen Sie nur unsere Universität, diese weltberühmte Alma mater Vindobonensis an. Einer der grossen Gelehrten nach dem anderen verlässt Wien, weil er seine Existenz verbessern will, wir sind nicht mehr in der Lage, bedeutende Kräfte zu gewinnen, die Unversitätsbibliothek beginnt ein Torso zu werden. Vielleicht wäre hier für jemanden, der die Mittel dazu

hat, die erste Gelegenheit gegeben, sich grossherzig und segenspendend zu betätigen.»

Diesmal erschien das mokante Lächeln auf den Lippen des Amerikaners, der glücklicherweise von seinem irischen Vater ein wenig Skepsis geerbt hatte.

«Es scheint aber, als wenn an dieser tatsächlich weltberühmten Wiener Universität reichlich viel Politik betrieben werden würde. Ich las eben erst gestern in den Zeitungen einen Aufsatz des Rektors, in dem er sich mit den Bestrebungen chauvinistischer Elemente einverstanden erklärt und sich für eine gewaltsame Beschränkung von Hörern und Lehrern, die anderen Glaubens sind, ausspricht. Ich muss gestehen, dass ich davon den peinlichsten Eindruck empfangen habe. Wir Amerikaner sehen in unseren Universitäten freie Bildungsstätten für jedermann und würden es als geradezu ungeheuerlich empfinden, wenn von Harvard oder Yale junge Leute ausgeschlossen würden, weil sie Mohammedaner, Juden oder Atheisten sind.»

Der Kanzler nickte scheinbar beifällig.

«Ganz richtig, Lehr- und Lernfreiheit müssen herrschen. Aber wenn Sie den Aufsatz des Herrn Rektors, mit dem ich ja nicht in allen Punkten übereinstimme, aufmerksam lasen, so werden Sie gesehen haben, dass es sich ihm hauptsächlich um die unerwünschten Elemente aus dem Osten handelt, die Wien zu überfluten drohen. Übrigens darf ich wohl fragen, ob die Toleranz Ihrer Landsleute nicht doch gewisse Grenzen hat? Dürfen zum Beispiel Neger Ihre amerikanischen Universitäten besuchen?»

Ralph zog die Augenbrauen hoch.

«Allerdings nicht, die Neger haben ihre eigenen Universitäten. Aber ich kann Ihnen mit ruhigem Gewissen versichern, dass wir die Neger als vollkommen gleichberechtigte Mitbürger begrüßen werden, wenn sich erst unter ihnen Männer wie

Arthur Schnitzler, Hofmannsthal, Meyerbeer, Mendelssohn, Mahler, Einstein, wie der grosse Ophthalmologe Fuchs, wie die Forscher Ehrlich und Wassermann, wie ein Spinoza und ein Heine befinden werden. Der Vergleich hinkt, Herr Bundeskanzler, denn die Neger sind ein Volk in ihrer ersten Kindheit, die Juden aber ein uraltes Kulturvolk, das, wenn ich nicht sehr irre, Jesus von Nazareth der Welt geschenkt hat. Und das mit den Ostjuden verstehe ich nicht ganz, weil mir Ihre Verhältnisse zu fremd sind. Aber auch wir haben genug Ostjuden in Amerika, die sehr bald sich zu Amerikanern entwickeln. Und es dünkt mir, dass junge Leute, die nach Wien kommen, um zu lernen, willkommen sein sollten, von wo auch sie stammen.»

Ralph erhob sich, um seinen Besuch zu beenden. Der Bundeskanzler aber gab das Spiel nicht verloren, obwohl er die Niederlage, die er erlitten, deutlich empfand. Mit gewinnender Herzlichkeit versicherte er:

«Ihr Besuch war mir Gewinn, Ihre Worte geben mir Stoff zum Nachdenken. Ich hoffe zuversichtlich, mit Ihnen recht, recht oft in Berührung zu kommen.»

Ralph O'Flanagan verliess das Kanzlerpalais mit gemischten Empfindungen. Sah sich voll Verpflichtungen und fühlte Gewissensbisse. Hätte er nicht einfach sein Scheckbuch aus der Tasche ziehen und mit einer neunstelligen Ziffer ausfüllen sollen? Was ging es ihn schliesslich an, ob ein beschränkter, engstirniger Rektor alberne Politik betrieb? Hauptsache war doch, dass der Universität geholfen wurde. Und das konnte er mit einem Betrag tun, der für ihn kaum ins Gewicht fiel. Im Kopf überschlug der Amerikaner die Höhe seines Jahreseinkommens, multiplizierte es mit siebzigtausend und kam zu einer

phantastischen Ziffer. Wenn er das ganze Hotel Imperial mieten, zehn Automobile halten, das Geld mit vollen Händen streuen wollte, so würde er doch nur einen Bruchteil dessen ausgeben können, was ihm sein Vermögen an Zinsen trug. Und auch gegen seinen Willen würden sich die Hunderte von Millionen Dollar, die er besass, vermehren. Er empfand es aber als ungeheuerliches Unrecht, solche Schätze zu besitzen, wollte sie in Taten umsetzen, in Taten, die vielleicht nicht die ganze Menschheit, wohl aber dieses ruinierte Land beglücken können.

Franz Janiczek

Der 15. Juli in der Etappe

Franz Janiczek, geboren 1909, lebt heute in Salzburg. Nach einer Lehre als Lederarbeiter begann er, wie er selbst es nannte, das «Studium der Landstrasse», das ihn durch Europa führte. 1929 trat er der Kommunistischen Partei bei und schrieb Erzählungen und Kurzgeschichten für die Parteipresse. «Der 15. Juli in der Etappe» wurde seinerzeit von der «Linkskurve», dem Organ des «Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller», im Rahmen eines Preisausschreibens als beste Reportage ausgezeichnet.

Den ersten Höhepunkt der innenpolitischen Auseinandersetzungen in der Ersten Republik markiert der Justizpalastbrand. Am 30. Jänner 1927 waren bei einer Schutzhunddemonstration in Schattendorf (Burgenland) von Angehörigen der «Frontkämpfer» ein Invalide und ein Kind erschossen worden. Der nachfolgende Geschworenenprozess endete am 14. Juli in Wien mit dem Freispruch der Angeklagten, sogar in der Frage der Notwehrüberschreitung. Empörte Volksmassen zogen tags darauf zum Justizpalast, der – als Symbol des Unrechts – in Brand gesteckt wurde.

Der Wiener Polizeipräsident Johann Schober erteilte den Schiessbefehl: Zurück blieben 90 Tote und mehr als 1'000 Verletzte. Dieses Ereignis riss eine Kluft zwischen «links» und «rechts» in Österreich auf, die auch in den Jahren danach nicht mehr zu überbrücken war.

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt:

«In Wien wird geschossen!»

«Die Arbeiter sind vor das Parlament gezogen!»

Wir legten die Arbeit nieder; da es noch nicht Mittag war, sah uns der Meister verwundert an, sagte aber kein Wort.

Draussen brannte die Julisonne, auf der Landstrasse sausten schwere Luxusautos. Verängstigte Gesichter sahen aus dem trotz Hitze verschlossenen Wageninneren.

Weisse Staubwolken legten sich auf die wogenden Ährenfelder.

Die Bauern, die den Autos fortwährend ausweichen mussten, fluchten über den ungewohnten Verkehr.

Still lag die Fabrik – deren Dröhnen sonst bis zu den Fenstern unserer Werkstatt zu hören war; die letzten Arbeiter gingen zum Stadtplatz. In den Gassen, vor den Geschäften und Haustüren standen Gruppen erregter Menschen.

Der ewig besoffene Gemeindepolizist schleppte seinen Säbel über den Gehsteig: «Macht kein Aufsehen, Leute . . .»

Auf dem Wege zum Bahnhof begegneten uns Eisenbahner. Sie trugen ihre Taschen unterm Arm und antworteten kurz: «Streik!»

Der Zeitungskiosk am Bahnsteig wurde von nervös gewordenen Reisenden förmlich belagert.

«Nichts da –» wiederholte die alte Verkäuferin drinnen zum hundertsten Male, «die Setzer streiken -----»

Kein Zug passierte die Station. – Allmählich entfernten sich die Reisenden, der rotbemützte Vorstand sperrte die Wartesäle zu.

Einsam stand eine Lokomotive auf den mattglänzenden Schienen, am Bahnsteig patrouillierten drei Gendarmen.

Wir gingen zurück in die Stadt. Die Kirchenglocken läuteten Mittag – die Fabriksirenen schwiegen diesmal –, niemand ging essen. Die Kaufleute zogen die Rolläden über die Auslagen, verschwanden in ihren Häusern; scheinbar gleichgültig sah der Gendarmeriekommandant aus dem Fenster seiner Kanzlei.

Der Autochauffeur des Eildienstes kam diesmal früher als sonst aus Wien zurück und brachte die Nachricht von wilden Polizeiattacken gegen Demonstranten mit. «Tote hat es gegeben», erzählte er aufgeregt.

In den Nebengassen standen die Arbeiter und Häusler beisammen. Schwer lasteten ihre Fäuste auf den niedrigen Zäunen, deren spitze Pfähle die kleinen Gärten der Häuser umgaben.

Vergebens würgte ich die Mehlspeise, die meine christliche Quartiersfrau jeden Freitag buk, hinunter. In der Küche hantierte die Hausfrau geräuschvoll herum. Dazwischen vernahm ich ihre erregte Stimme:

«Das kommt alles von den Juden----- ja----- Als ich einmal einen Hausierer hinauswarf, schwur er, dass die Juden nicht eher ruhen werden, bis sie uns alle unterjocht haben»

Am Nachmittag stiegen wir in die Weinberge hinauf, von dort konnte man in weiter Ferne das Häusermeer der Hauptstadt wahrnehmen.

Über der Stadt lag leichter Nebel, an einer Stelle schwebten dunkle Wolken.

Mittags waren zwei Lastautos mit Arbeitern nach der Stadt abgegangen. Nach einer Stunde kamen sie zurück.

«Es ist unmöglich, in das Stadttinnere zu kommen-----», schrien sie uns entgegen, als wir ihnen in der Vorstadt begegneten.

Wahrscheinlich hatte der Gendarmerieoffizier aus Wien zuversichtliche Nachrichten erhalten. Gegen Abend streiften schwerbewaffnete Gendarmen durch die Strassen. Die Kaufleute öffneten die Fenster und lauschten den verlässlichen Tritten der Uniformierten.

Der Saal im Arbeiterheim war dicht gefüllt.

Tiefe Stille herrschte, als der Sekretär zu sprechen anfangte: «Genossen, wir dürfen die Arbeiterschaft nicht bewaffnen, das würde den Bürgerkrieg bedeuten. Dann kämen sie von allen Seiten in unser unglückliches Land, um Ordnung zu machen: Die Tschechen – Italiener – Südslawen und Ungarn –.»

«Und die Arbeiter in diesen Staaten? Gibt es denn keine Solidarität?» Wie ein Aufschrei rang es sich aus der Masse.

«Wir und auch sie sind zu schwach -----» « Die weiten Worte verschlang das Getöse – der Sekretär stieg von der Tribüne herab.

Draussen – vor dem Haupttor – sorgte die Gendarmerie dafür, dass wir auseinandergingen.

Die Nacht war lau, die windschiefen Laternen wiesen uns den Weg. Träge wälzte die Donau ihre Wellen der Stadt zu, über deren Häusermeer blutroter Schein lag . . .

Am nächsten Morgen kamen Lastautos mit Flugblättern. «Als wirksame Waffe gegen das Blutbad eröffnen wir den Generalstreik . . . Wir fordern strenge Bestrafung aller Schuldigen -----Die Absetzung des Polizeipräsidenten –

Tags darauf flatterten wieder Flugblätter durch die Stadt. «Mitteilungsblatt der Regierung – bloss zwei Groschen», – schrien die Verkäufer, während sie schwere Pakete davon absetzten. In fetten, protzigen Lettern stand da gedruckt:

«Die Regierung ist Herrin der Lage – die Ordnung wiederhergestellt/

Als wir am Montag in die Werkstatt kamen, spie der Meister Gift und Galle. Seine Schweinsaugen gingen drohend von einem zum anderen.

«Weich' unermesslichen Schaden die verhetzten Menschen anrichten», schimpfte er, «zünden Häuser an, legen den Verkehr lahm – wenn man bedenkt, wieviel Gut da bloss verdorben wird –, morden Polizisten ----- Und dieses Gesindel will sich selbst regieren!» Er spuckte aus und ging wütend zum Schreibtisch.

Gegenüber der Werkstatt rollten unzählige Waggons der Hauptstadt zu. Schwer keuchte die Lokomotive, die das Schienennetz des Bahnhofes verlassen hatte und hier vorbeifuhr.

«Es kommt der Tag – da wir uns rächen –» Schanzer sagte es leise und hart, während unsere Hände nach den Hämmern griffen. . .

Fanny Wibmer-Pedit

Aus: **Karl Müllers Lostag**

Die Tiroler Erzählerin Fanny Wibmer-Pedit (1890-1967) schrieb eine grosse Anzahl vor allem in ihrer engeren Heimat spielender historischer Romane, u.a. «Die Sündenkrot» (1931) und «Heinrich von Bozen» (1937). Bevor sie sich endgültig in der Nähe von Lienz (Osttirol) niederliess, verbrachte sie mehrere Jahre in Wien als Gattin eines Polizeibeamten. Ihr erster Roman, «Karl Müllers Lostag» – ein literarisch missglücktes, dennoch bemerkenswertes Beispiel katholischen Propagandaschrifttums -, wurde in Fortsetzungen von der «Reichspost» abgedruckt.

Die Titelfigur Karl Müller ist sozialdemokratischer Vertrauensmann und liebt ein frommes Mädchen: Brigitta. Besonnen versucht er die Menge vor dem Justizpalast zu Vernunft und Gewaltverzicht aufzurufen, wird aber von einer verirrten Kugel schwer verwundet. Dem Tode nahe, findet Karl Müller im Spital in den Schoss der von ihm seit Kindertagen verlassenen Kirche zurück.

Kaum begonnene Arbeit wird wieder niedergelegt. Gruppenweis' anmarschierende Menschen, immer mehr, immer mehr, wahre Völkerwanderungen. Von weit draussen, wo der Sommertag grünt und blüht, kommen sie, angezogen von der Magie des Hasses. Einmal folgten drei Weise einem hell glänzenden

Stern – er führte zum Frieden. Tausende folgen nun wie im Rausch dem blutrot glühenden Sowjetstern – er führt zur letzten Vernichtung des Menschengeschlechtes . . .

Drohend kommen die Massen, Stangen und Latten fuchteln wild und unruhig aus dem dicken Brei sich heranwälzender Leiber. Dunst und übler Brodem, wie ihn wilde Tiere pfauchend und schnaubend verbreiten, erfüllt die Luft. Karl Müller ist bei den Seinen, auch sie sind bewehrt mit allem Möglichen. Strenge fragt er, wofür sie das brauchen. Sie aber lachen ihn aus, ein wenig mitleidig wie ein unwissendes Kind. Wissend ist er, wissend und ahnend, schon lange, lange. Wollt' es aber nicht glauben, will es immer noch nicht glauben.

Die unbegreiflich wenigen Polizisten, die wie Mauern stehen, werden bedroht, beschimpft.

Rüstwagen kommen angefahren, vollgepfercht mit Menschen und Werkzeugen. Fürchterliche Waffen in ihrer Schwere und Ungeschicklichkeit. Ordner werden zu Demonstranten, führerlos, zügellos wälzen und stossen, zerstreuen und sammeln sich die Massen. Dunkle Elemente, die Nachtgestalten des Lebens, schleichen und drängen sich in die regellos wüsten Haufen, ungezählt wie Giftpilze schießen sie aus dem Boden. Karl übergibt für wenige Minuten seinen Ordnerdienst einem Schutzbündler. Drängt durch Haufen und Reihen schreiender, tobender Menschen. Da und dort sieht er Überfälle auf einzelne wehrlose Wachleute, die zu den Ihren eilen wollen. Autos werden angehalten, drüben bei der Universität die ersten Kämpfe! Mit verzweifelter Gewalt macht er sich wieder rückwärts Bahn zu den Seinen. Die sind nimmer da. Jede Minute ändert sich das Kampfbild.

Jetzt rufen die ersten Führer von Postamenten und Rüstwagen herab die Menge zur Ordnung.

Zu spät!

Karl hat wieder einen anderen Trupp an sich gerissen. Die hofft er aus den Klauen der Furie zu reissen. In ihren Augen aber glimmt auch schon bestialische Gier.

Der Tag zeigt im weiten Umkreis sein Schreckensangesicht, das grauenerregende. Der wochenlang aufggestachelte Hass und Fanatismus ist aufgebrochen wie schlecht behandeltes Geschwür, grässlich verheerend, was noch heil und gesund ist.

Rauchschwaden ziehen durch die Strassen.

Über dem Justizgebäude steht und steigt eine schwarze Riesenwolke, verdunkelt die leuchtende Sonne des sommerlichen Mittags. Feuerwehren werden am Rettungswerk gehindert und blockiert. Der Stadt, dem Staat, dem Reich – Europa droht Untergang . . .

Menschen liegen erschlagen, zerstampft. Säbel blitzen und werden aus blutenden Händen geschlagen, entzwei getreten, geraubt. Weiber kreischen, und wo einer, sich besinnend, erschreckt in die Greuel starrt, eifern sie ihn mit geilem Spott zu neuem Morden und Wüten.

Opfer der Pflicht, Opfer der Verhetzung, Opfer des Zufalls liegen im Blute. Flüchtende Menschen stampfen darüber, Hyänen zerfleischen Sterbende.

Karl weint tausend glühende Tränen in sein zerrissenes Herz. Zerfetzt, schmutzig, heiser und völlig verschmachtet, immer den Seinen voran, einen Ausweg suchend, immer in der ersten Reihe, keinen Schritt mehr anders.

Und seine wankende, ächzende Stimme immer wieder zur Ruhe und Vernunft mahnend – umsonst!

Vergebens! Sein Ruf erstickt im Toben des Wahnsinns.

Mensch gegen Mensch, Irrsinn ist ausgebrochen in ihren hass-
umdüsterten Hirnen.

Er sieht sich um sein Letztes, Grösstes betrogen! Schmach-
vollster Tag!

Weichen aber will er nimmer. Was ist sein Leben in dieser
fürchterlichen Stunde, die die Errungenschaft von Jahrzehnten
zertrümmert und nichtig macht.

Er breitet die Hände, fleht, flucht, bittet und befiehlt – alles
vergeblich. Er drängt zurück mit verzweifelter Riesenkraft –
umsonst! Flammen und Rauch, hinstürzende Menschen, Plün-
derer! Schande des Tages, immer wieder Plünderer!

Aufs Neue drängt er die Seinen zurück, er will sie vor dem
Letzten bewahren. Sie stossen, schleudern ihn, dass er sich tau-
melnd des Fallens erwehren muss. Schon sind sie wieder an
seinen Fersen, sind hinter ihm wie eine donnernde, niederstür-
zende Welt. Salven krachen – lähmender Schreck – bis auf ei-
nen stehen sie alle noch. Neues Wüten. Und er fleht zu den Brü-
dern drüben, zu den Brüdern herüber, keiner kann ihn mehr
verstehen. Seine Kehle ist verdorrt, hat keinen Laut mehr.

Und er breitet die Hände weit, möcht' sie schützen all die
Tausende, die blindlings wüten.

Sein Herz pocht in wilden Schlägen zum Hals herauf, es
würgt ihn die Angst und das Weh, er kann nimmer rufen, bitten
– er weiss es – er sieht es, sie schützen die Heimat vor dem
Verderben und opfern Menschen! Keine Rettung mehr! Nichts
mehr wie sein Herz, er wirft es hin auf die Hekatomben, es ist
das Reinste, das in dieser Stunde verzucken will.

Breitet die Hände weit, weit – und kann nimmer.

Staub und Grölen, stampfende Füsse, Steine, pfeifende Ku-

geln über ihn weg, Finsternis, Ruhe – wohl das Ende! Der Platz ist gesäubert, kühle Schläuche legen sie über den glühenden Asphalt.

Die Opfer werden geborgen, da und dort tobt der Kampf weiter.

Einer mit breiten Riesenschultern, mit langsam sicherem Gehaben, nimmt Karl Müller auf seine starken Arme. Es ist der Hoider Ferdi: «Der Karl – schad' um ihn.» Tief seufzt er auf.

Legt ihn dann sorglich in das Sanitätsauto, neben einen anderen mit zerfetzter, blutdurchränkter Polizeuniform, so liegen zwei Helden ihrer heiligsten Pflicht friedlich nebeneinander.

Für sie ist der heisse Tag zu Ende. Vielleicht auch das kurze, harte Leben. [. . .]

Karl Müller wälzte seinen Kopf voll Unruh' hin und her, immer wieder hin und her.

Der Wettersturm brauste draussen im Spitalsgarten durch die alten Bäume. Die Schwester schloss an seinem Bett das Fenster, sie meinte, dass ihn das Wehen draussen so beunruhige. Der Saal war fertig gemacht für die Übernahme der Nachtschwester, die Kranken versorgt, nur dieser machte ihr Sorgen. Sie beugte sich zu ihm nieder, frug, ob er was wünsche. Da quälte und kämpfte sich das eine Wort von den Lippen: «Den Priester . . .»

Die Schwester eilte fort. [. . .]

Um ihn ist Ruhe. Sie schlummern und stöhnen leise, es brennt nur eine einzige Ampel, und die ist verhüllt. Nur der Wachmann neben ihm stösst oft kurze, erschreckte Schreie aus. Er kämpft und wehrt sich jede Nacht um sein nacktes Leben, waffenlos, hilflos preisgegeben. Jede Nacht wird er aus dem Auto gerissen, das ihn zum Dienstort hätte bringen soll, wird

geschlagen, zertreten und mit seinem eigenen Säbel halb zerfetzt. Es sind furchtbare Nächte.

Dann ist der Priester an Karl Müllers Bett. Er hat ihn kommen sehen, die anderen dösen, wie ist er froh, dass sie seiner nicht achten, und wie verachtet er sich. Feig, feig, zum erstenmal in seinem Leben. Er zwingt sich, dem Mann da vor ihm im langen, schwarzen Talar in die Augen zu schauen. Dies Gesicht, das sich über ihn neigt, ist blühend noch, fast jung, aber voll abgeklärter Ruhe.

Es ist auch voll Güte, hingebungsvoll wie eine satte, reife Frucht. Oder ist es nur angelebte, ehrwürdige Geste? Sollten die andern doch recht haben?

Er muss die Augen schliessen, nicht nur müde von dem scharfen, fast abweisenden Schauen, auch beschämt vor diesem rätselhaft tiefen, forschenden Blick. Angst krampft ihm das Herz zusammen vor der kommenden Demütigung, er fühlt, diesem ist er nicht gewachsen, er, der Sieche, Sterbende. Warum beginnt er noch immer nicht, warum fragt er nicht nach seinen Lastern und Irrungen? O, wie ihm graut! Statt all dessen greift der Priester nach seinem Puls und fragt dann leise: «Wie geht es Ihnen? Ihr Herz ist unruhig.»

Karl will ein Wort hervorwürgen, er weiss selber nicht, welches, er vermag auch keines zu formen in seinem lallenden Munde.

«Mühen Sie sich nicht, ruhen Sie, ja, Sie haben noch Schweres vor sich, aber haben Sie nur Vertrauen zu unseren tüchtigen Ärzten – und zu Gott! Sie haben schon so viel gelitten diese Zeit, opfern Sie alles auf, man glaubt gar nicht, was der Mensch alles aushält. Sie können wieder gesund und stark werden, nur Vertrauen, nur Gottvertrauen!»

Nach seiner Krankheit fragt ihn der? Vom Leben, vom Gesundwerden redet er ihm, nicht vom Sterben? Oder will er ihn nur zum Narren halten?

Bitter sagt er: «Sie wissen doch selbst, dass ich sterben muss, warum ruft man den Priester!»

In einer grossen Traurigkeit zittern des anderen Worte : «Ja, Sie haben recht, man ruft mich meist erst, wenn . . . und dass ein Sterbender stirbt, dafür kann der Priester doch nichts, das aber, mein lieber Freund, dass Sie sterben müssen, das weiss ich nicht, weiss keiner von uns, nicht der beste Arzt mit voller Bestimmtheit, das weiss nur Gott!»

«Und ich weiss es auch!» Trotzig stösst Karl die Worte heraus.

«Dann will ich Ihnen gern helfen, Sie für diesen Weg vorzubereiten, dann wollen Sie wohl als Christ die Rechnung schliessen mit dem Herrn, mein lieber Freund?»

«Ich bin kein Christ!»

Herausfordernd sagt es Karl Müller. Da wirft der Priester einen kurzen Blick auf den Kopfbettel, meint leise und noch gütiger: «Ein Taufbuchchrist sind Sie aber dennoch, und Sie haben mich gerufen.»

Langsam löst sich auf Karls Gesicht der quälende Widerstand, und mit einer schönen Offenheit gesteht er: «Ich stehe der katholischen Kirche, auch jeder anderen Religion, schon seit meiner Kindheit, ganz ferne, habe aber meiner Braut versprochen, die Sakramente zu empfangen vor dem Sterben.»

Ein heller Strahl ist in des Priesters ernsten Augen, warm und tief klingen seine Worte: «Dann bitt' ich Sie herzlichst, sich meiner schwachen Kraft zu bedienen, dass Sie Ihr Versprechen auch einlösen können. Erzählen Sie mir von Ihrem Leben und Leiden, Leben ist immer Leiden.»

Karls stolzes, trotziges Herz liegt darnieder, nicht gedemüthigt, aber in einer zitternden, staunenden Dankbarkeit. Es hat ihn noch keiner nach seinem Leben, nach seinen Leiden gefragt. Sollte wirklich Gott vor seiner Thür stehen?

Sie haben ihn gerühmt und verdächtigt, seine Pläne gefördert und gekreuzt, seine Kraft geschätzt und missbraucht, sie haben ihn voll Begeisterung geliebt und voll Neid gehasst, nur nach seinem Leben, seinem innersten Sehnen und Armsein, nach seinen Leiden hat noch keiner, keiner gefragt.

Und Karl Müller erzählt, und Quell um Quell springt aus dem Schuttberg seiner Verbitterung, aus dem gehäuften Irrtum seiner Einsamkeit. Trübe Wasserlein und klare Flut, alles in allem aber ein reissender Strom warmherziger Menschenliebe. Und der vielgeschmähte Bruder in Christo hat den Arm um seine Schulter geschlungen, legt ihm die redegierigen Lippen, lauscht und lauscht, dass ihm keines der kostbaren Bekenntnisworte entgehe, preist und segnet im Stillen jenes Mädchen, das mit dem Mosesstab seiner Gnade ihm diesen Fels erschlossen.

Dorothea Zeemann

Aus: **Einübung in Katastrophen**

Die Wiener Schriftstellerin Dorothea Zeemann war 1970-1972 Generalsekretär des österreichischen PEN-Club. Neben ihrer kulturkritischen Tätigkeit veröffentlichte sie einen zeitgeschichtlichen Roman, «Das Rapportbuch» (1959). Ihre Lebenserinnerungen bis 1972 erschienen in zwei Bänden: «Einübung in Katastrophen» (1979) und «Jungfrau und Reptil» (1982). Den 15. Juli 1927 erlebte Dorothea Zeemann als 18jährige Aushilfskrankenschwester im Wiener Allgemeinen Krankenhaus.

«Der Justizpalast brennt! Bürgerkrieg ist!» sagte der Arzt. Ich hielt das für einen hauseigenen Scherz.

Der junge Arzt sollte mit mir hinüber auf die Chirurgische Abteilung im Alten Haus in die Währingerstrasse fahren, und er führte mich aufs Dach, um mir den Brand zu zeigen. Wir sahen über die Dächer hinweg das Lodern der Flammen und den Rauch gegen den blauen Himmel. Wir standen in der heißen Sommerluft, und das bisschen Theater am Horizont wirkte fremd und unheimlich. Das war etwas Neues, eine Sensation. Alles war neu an diesem Tag.

Hochgemut stieg ich in den Pferdewagen, der vor das Tor

des Hauses fuhr. Es sassen Schwestern, Pfleger und Ärzte drin.

Ich war plötzlich in einer Gemeinschaft – nicht hochmütige Mitschülerinnen aus gutem Haus, sondern Kollegen. Da fing der Arzt zu reden an: «Der Pöbel rächt sich am Urteil im Schattendorfprozess.» Eine hübsche Schwester liess sich das erklären. Der Arzt tat es gern: «Frontkämpfer schossen auf Arbeiter im Burgenland, in Schattendorf, und wurden dann im Prozess freigesprochen. Dagegen wird angeblich spontan demonstriert.»

«Die Frontkämpfer sind doch auch Arbeiter», sagte die hübsche Schwester.

«Der Pöbel kämpft gegeneinander für die verschiedensten Interessen», sagte ich als Tochter meiner Mutter. Der Kutscher piff anerkennend durch die Zähne: «Diese Teppen!»

Ich dachte an Jenö.

«Genossin?» fragte mich der Kutscher. Er roch wie ein altes Bierfass.

«Nein», sagte ich.

Ich verleugnete meine Mutter. Mir gefiel der Doktor, der leider sagte: «Proletenschweine.»

Die Besseren! Die Feinen!

«Die Hälfte der Geschworenen waren Arbeiter!»

«Man weiss doch, wie verhetzt die sind!»

«Entscheiden gegen die eigenen Leute! So eine Schande!»

«Auch die Soldateska des Herrn Schober schiesst die eigenen Brüder zusammen!»

So fuhren wir die Wickenburggasse hinauf, was einen weiten Umweg darstellte. Der Kutscher behauptete, die Zufahrt durch die Alserstrasse wäre abgesperrt – er war neugierig und fuhr, soweit es ging, zwischen fliehenden Menschen und rei-

tenden Polizisten über die Lastenstrasse – es flogen Papierfetzen, die verkohlt waren, und wir alle hatten Angst und genossen die Gefahr. Der Arzt legte seine sehnige Hand, eine gute Hand, auf meinen Oberschenkel, was ich hell und alarmierend wahrnahm. Ich hörte mir selber zu, wie ich ihn – kokettierend – meinen «Klassenfeind» nannte. Er nahm's nicht ernst, und doch hatte ich es ernst gemeint, im Augenblick jedoch zum Verrat bereit.

«Der Deutsch wird die Ruhe wiederherstellen!»

«Hört's mir auf mit dem Nobelsozi!»

In dem schönen alten Hof, in den wir zunächst nur mit «Achtung»-Geschrei hineinfahren konnten, standen uns Bahren mit Leibern darauf und gestikulierende Menschen im Weg. Sie wiesen aufs Dach der Nationalbank, von dort oben drohten Maschinengewehre. «Ein Polizist im Hof ist getroffen worden!» Es lagen auch Uniformen und Kappen auf dem Boden, ich konnte kaum etwas wahrnehmen. Ein Arzt stiess mich an eine Bahre: «Kommen Sie, da, machen Sie die Narkose!» Vor mir lag ein Mensch mit einer Art Beisskorb – der Narkosemaske. «Na, mach schon!» sagte der Arzt und stopfte Eingeweide in einen Bauch zurück. Ich hatte mit einem Male ein Fläschchen in der Hand.

«Oje, die hat keine Ahnung!» schrie der Arzt und sagte: «Tropf auf die Maske, vorsichtig, hör zu: Tropf für Tropf, und zähl dabei den Puls.»

Ein Pfleger, der vorbeikam, blieb stehen, während er die Tragbahregriffe in den Händen behielt, und sagte: «Du musst den Puls mit dem Zeigefinger prüfen, so, mit dem Daumen, hörst du nur deinen eigenen.» Ich war durch und durch nass von Schweiss, der an mir herunterrann, aber ich begriff schnell. Es kam eine Schwester mit einem kleinen Wagen und reichte

dem Arzt «Tupfer!» und «Nadeln!», und eine andere schnitt etwas, ich sah alles nur halb und versuchte, die Tropfen mit dem Pulsschlag in Einklang zu halten. Wir arbeiteten im Freien, und der Mann wurde weggebracht und ein anderer auf den Tisch gehoben. Es arbeitete ein Team, das ich auch nur halb wahrnahm – die anderen ärgerten sich über meine Ungeschicklichkeit, sie ahnten nicht, wie neu mir alles war. Ich befand mich in einem Rausch von Tüchtigkeit, als ich plötzlich durch die Allee herunter Vater mit Robert kommen sah.

Die beiden – alle beide – mussten sich nun keine Sorgen mehr um mich machen, aber so riefen sie: «Jenö, Jenö ist mit dem Schutzbund marschiert!»

«Ich habe hier noch keinen verwundeten Zivilisten gesehen, auch keinen vom Schutzbund. Hier sind offenbar nur Polizisten!»

Vater und Robert wurden von mir abgedrängt. Ich sah sie stehen und warten – die Schiesserei schien aufgehört zu haben.

Robert hatte von meiner Absicht, mich im Krankenhaus nach den Eintrittsbedingungen zu erkundigen, gewusst. Als die Unruhen begannen, machte er sich grosse Sorgen. Als die Strassenbahnen nicht mehr fuhren und die Leute «Bürgerkrieg!» schrien, machten sich Vater und Robert auf den Weg, um mich und Jenö zu suchen – da sorgte sich Vater trotz allem um Jenö, der in der Uniform des Schutzbundes unterwegs war.

Manès Sperber

Aus: **Die vergebliche Warnung**

Manès Sperber, Jahrgang 1905, stammt aus Galizien und lebt seit 1934 in Paris. In früher Jugend nach Wien gekommen, wurde er Schüler und dann Mitarbeiter des Begründers der Individualpsychologie, Alfred Adler. Im Spätherbst 1927 verliess Sperber Wien und ging als Lehrer für Individualpsychologie nach Berlin. Bereits mit einundzwanzig Jahren hatte er sein erstes Buch veröffentlicht: «Alfred Adler. Der Mensch und seine Lehre». Berühmt wurde Sperber durch die Romane «Der verbrannte Dornbusch» (1949), «Tiefer als der Abgrund» (1950) und «Die verlorene Bucht» (1953), die später als Trilogie unter dem Titel «Wie eine Träne im Ozean» (1961) zusammengefasst wurden. Ausserdem schrieb er Essays und drei Bände Erinnerungen, aus deren zweitem Band, «Die vergebliche Warnung» (1975), die Schilderung des 15. Juli folgt. Alex ist Sperbers Jugendfreund Alexander Weissberg.

Der 15. Juli 1927, ein schöner, nicht zu heisser Freitag, versprach ein angenehmes Wochenende. Am mittlern Vormittag verbreitete sich jedoch mit Windeseile eine Nachricht, ein unglaubwürdiges Gerücht, das nur sehr leichtsinnige Leute ausgestreut haben konnten, um sich «a Hetz» zu machen. Der Justizpalast brannte, hiess es, die Brandstifter, eine Masse von wil-

den Gesellen, verhinderten mit Gewalt die angerückte Feuerwehr, den Brand zu löschen. Den Bürgermeister Karl Seitz, der sie aufforderte, ja beschwor, die Löscharbeiten nicht zu stören, hätten sie beschimpft, ihn körperlich bedroht, sagten die einen, erschossen, behaupteten die anderen und führten als Beweis an, dass man ja in der Inneren Stadt, jedenfalls am Ring, ununterbrochen schiessen hörte. Noch vor der Mittagsstunde kannte jeder die Wahrheit: empört über die Freisprechung der Heimwehrler, welche in Schattendorf (Burgenland) Mitglieder des Republikanischen Schutzbundes provoziert, unschuldige Menschen getötet hatten, waren Demonstranten vor den Justizpalast gezogen, um nicht nur gegen dieses Urteil, sondern auch gegen frühere Gerichtsentscheidungen von gleicher Parteilichkeit zu protestieren.

Man weiss, nichts setzt Menschen in solch leidenschaftliche Bewegung wie das symbolträchtige Unrecht; es erweckt in ihnen das Gefühl, dass die Justiz die Gerechtigkeit und mit ihr die Opfer verhöhnt, so dass deren Mörder als Helden paradiere dürfen. Eben deshalb trieb es die Empörten vor das Gebäude, das ihnen nach dem Schattendorfer Urteil als der Palast des Unrechts erschien, das jeden von ihnen heute oder morgen schutzlos den Übeltätern auslieferte. Wie es zur Brandstiftung gekommen ist, wer sie gewollt, vorbereitet oder improvisiert hat, konnte weder damals noch später mit Sicherheit festgestellt werden. Es gibt eine negative Gewissheit: weder die Sozialdemokratische Partei noch irgendeine ihrer vielen Organisationen, auch nicht der Republikanische Schutzbund – niemand, der zum sozialdemokratischen Lager gehörte, hat diese politisch wahnwitzige Tat gewünscht, geplant oder verübt. Man erwog, ob der Brand nicht das Werk lumpenproletarischer Elemente sein

könnte, die sich immer dort, wo Massenaktionen im Gang sind, als Müssiggänger einstellen, die dabeisein wollen, als Taschendiebe und als Gewalttäter, und der Polizei den erwünschten Grund zu Unterdrückungsmassnahmen liefern. Die Brandstifter mochten zielsichere Provokateure sein, die mitten in der Stadt einen Zusammenstoss der sozialistischen Massen mit der Polizei auch dadurch auslösen sollten, dass sie die Löscharbeiten verhinderten. Um der Feuerwehr die Rettung des Justizpalastes zu ermöglichen, schossen die Polizisten ohne Warnung, behauptete man, auf die Masse der Demonstranten und leerte so den Platz vor dem Haupttor des brennenden Gebäudes.

Im Verlauf des Tages und bis in den Abend setzte die Polizei die bewaffnete Aktion gegen grössere und kleinere Gruppen von Manifestanten fort, die ohne Waffen irgendwelcher Art anmarschierten. Von dem Rathaus bis zum Volkstheater tauchten auf dem Ring und hinter ihm nie vorher in der Stadt gesehene Kampfswagen auf, aus denen die mit Gewehren ausgerüsteten Wachleute von ihren Sitzen aus nach beiden Seiten ihr Feuer richten konnten.

Wir – Alex, ich und viele unseresgleichen – standen dem Parlament gegenüber, an der Ecke, wo der Ring in der Richtung Bellariastrasse umbiegt. Wir hatten den Blick bis zum Justizpalast frei und bis zur Auerspergstrasse, Ecke Lerchenfelder Strasse. So konnten wir das Anrollen dieser Wagen und die Aktion der in wilde Krieger verwandelten Schutzleute beobachten, die, am Platz angekommen, aus den Wagen sprangen, 10 bis 15 Meter vorwärtsliefen und feuerten, ohne stehen zu bleiben und ohne genau zu zielen. Man empfing den Eindruck, dass sie auf Beine von Menschen schossen, die wir nicht sahen. In der Tat schoss die Polizei nicht selten aufs Pflaster, so dass die

aufprallenden Patronen ähnliche Verletzungen wie Dumdumgeschosse bewirkten. Noch ehe der Lärm des Schnellfeuers verhallte, drangen Rufe der Empörung und Schmerzensschreie an unser Ohr.

Blickten wir zur Bellaria und weiter bis zur Ecke der Babenbergerstrasse, so sahen wir Gruppen von jüngeren und älteren Menschen, Männern und Frauen, die sommerlich gekleidet, häufig mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, in breiten Reihen ohne Banderolen und ohne Fahnen anmarschierten. Sie waren aus ihren Fabriken und Werkstätten zusammengeströmt, zweifellos auf die Nachricht hin, dass die Polizei unbewaffnete Menschen wie sie selbst in der Nähe des Parlaments wie tolle Hunde abknallte. Wie sie nun näher kamen, mussten sie in fast gleichen Abständen das Knattern der Gewehre wahrnehmen; das gab ihnen genau die Richtung an, in der sie vordringen mussten – um was zu tun? Als Verstärkung gegen die Schützen einzugreifen? Und war dem so – wie wollten sie den Bedrängten zu Hilfe eilen und die Angreifer zurückschlagen? Glaubten sie wirklich, mit ihren nackten Fäusten schwerbewaffnete Menschenjäger abschrecken und in die Flucht schlagen zu können? Oder erwarteten diese Manifestanten, dass ihr Anblick allein genügen würde, um der feuernenden Polizei zum Bewusstsein zu bringen, dass sie kein Recht und keinen Grund hatte, Mitbürger zu töten, die ihnen nur mit ihren Leibern, mit ihren nackten Händen widerstehen konnten?

Fast 48 Jahre trennen mich von jenem Ereignis, dem Erlebnis des abgründigen Staunens, von dem Entsetzen über jenes mörderische Geschehen im Herzen der alten Stadt, die an diesem Tag, unter dem weiten, blauen Himmel, im kaum spürba-

ren, zärtlich kühlenden Wind, während langer Stunden in einen Kriegsschauplatz verwandelt blieb, auf dem nur jene den Krieg führten, die bestellt waren, das Leben der Wiener zu schützen – sie, die Wach- und Schutzleute. Und die anderen? Die anderen, die starben. Warum waren sie gekommen, warum aus ferneren Stadtteilen, aus Vorstädten herbeigeeilt? Jede Gruppe ging für sich allein, so wie sie losgezogen war, auf die Gewehrläufe zu und löste sich erst auf, sobald das Feuer gegen sie eröffnet wurde. Fast hundert waren es, die den Abend nicht mehr erleben durften.

Was bedeutete das alles, welch widersinniger, verwirrender Traum war es, mit offenen Augen geträumt? Und da all das in tagheller Wirklichkeit geschah – wo war denn die Führung der Sozialdemokratischen Partei, warum griff sie nicht ein? Verhandelte sie mit der Regierung, mit dem Polizeipräsidenten von Wien, diesem friedlichen Herrn Schober? Warum drängte sie nicht darauf, dass die Polizei sofort in die Kasernen zurückbeordert werde? Wo war der Republikanische Schutzbund, die militärische Organisation der SP, die, hiess es, in Wien allein über Zehntausende von gut ausgebildeten, kampfbereiten Männern verfügte? Ihr Aufmarsch hätte genügt, die Angreifer zu verjagen, die reaktionäre Regierungspartei einzuschüchtern, die sich andernfalls durch die Geschehnisse ermutigt, ja berechtigt fühlen konnte, die Unterdrückung der Opposition zu verschärfen und den faschistischen Kampfverbänden freies Spiel zu lassen.

Und wir, was taten wir hier? Wir, die ja gar nichts ausrichten konnten, sondern nur Schlachtenbummler spielten, die sich hinter Bäume oder ins Gebüsch des Volksgarten flüchteten, wenn das Feuer sich so näherte, dass wir plötzlich in die

Schusslinie gerieten. Nun, wir waren keine Gaffer und keine leichtsinnig kühnen Sensationsjäger. Alex so gut wie ich und unsere Freunde, die sich ohne Verabredung an der gleichen Ecke eingefunden hatten – jeder von uns wusste, dass es unnütz, ja hirnrissig und gefährlich war dazubleiben und dass man sofort verschwinden musste. Ich glaubte auch keineswegs, dass wir Solidarität dadurch bewiesen, dass wir uns nicht von der Stelle wegrührten; wir alle dachten überdies, dass die Gruppen, die da anmarschierten, unbedingt aufgehalten werden mussten. Einige Leute, die wahrscheinlich von der Parteiführung dazu beauftragt waren, versuchten es tatsächlich, die selbstmörderische Konfrontation mit der Polizei zu verhindern. Die Manifestanten zögerten zwar, zogen aber dann doch in die Richtung des Volkstheaters und des Justizpalastes weiter. Warum? Weil, was sie da erlebten, nicht wahr, ja gar nicht möglich sein konnte. Unmöglich, dass sich in ihrer Stadt irgendjemand fände, der auf sie schiessen würde, als ob sie Hasen wären. Wenn aber so etwas möglich war, ja, dann hatte alles ja sowieso keinen Sinn mehr. Und wie unter der Wirkung eines blitzschnell wirkenden, schweren Giftes bemächtigte sich ihrer eine Erbitterung, die sie unwiderstehlich zu einem gleichsam passiven Amoklauf ins Nichts antrieb.

Woher ich das weiss? Weil jeder von uns auf dem Beobachterposten, auf den uns niemand gestellt hatte, ebenso empfand wie sie alle: Es ist nicht möglich, das darf und kann nicht sein! Sofort, in einer Sekunde, in einer Minute wird etwas geschehen, und plötzlich wird die Situation völlig verändert sein, jeder wird sich selbst und sein Heim, das Vertrauen zu seinesgleichen, zu allen wiederfinden. Und wenn nicht? Was dann? Dann

ist es eben gleichgültig, ob man leben bleibt oder hier krepirt oder erst einmal selbst ein Mörder wird.

Es lösten sich trotzdem aus den Reihen der Marschierenden, sobald sie ins Feuer gerieten, Leute los, liefen auseinander oder blieben wie wir ganz nahe an einer Ecke im toten Winkel stehen; andere entfernten sich, so schnell sie konnten.

Als am späten Nachmittag die offenen Kampfwagen vor uns haltmachten und aus ihnen Polizisten heraussprangen, die ihre Gewehre gegen uns in Anschlag brachten, während ihre Vorgesetzten uns schreiend aufforderten zu verschwinden, trotzten wir nicht und zogen es nicht vor, an Ort und Stelle erschossen zu werden, sondern liefen durch das nahe offene Tor in den Volksgarten und kehrten auf unsern Posten erst zurück, als die Wagen wieder weg waren. Der Tag war noch nicht zu Ende, alles war noch möglich, der Schutzbund konnte endlich auftauchen, von Ottakring oder anderen Arbeiterbezirken hinter dem Gürtel und – ein Gerücht liess es uns hoffen – von Floridsdorf kommen, wo, hiess es, Tausende Schutzbündler in voller Kampfrüstung auf den Befehl zum Eingreifen warteten. Kamen sie, so wollten wir uns ihnen anschliessen; endlich würden wir Waffen in die Hand bekommen.

Man weiss, sie kamen nicht. Gegen Abend wurde das Feuer spärlicher, es rückten auch keine neuen Kolonnen mehr an. Erinnere ich mich recht, so bedeckte sich der Himmel, es regnete, nicht überall in der Stadt, aber über der Brandstätte, die Pflastersteine wurden reingewaschen, vom vergossenen Blut blieben noch Spuren in den Rillen zwischen den Steinen.

Rudolf Brunngraber

Der gepflasterte Weg zur Hölle

Aus: Karl und das 20. Jahrhundert

Rudolf Brunngraber (1901-1960), Sohn einer Favoritner Arbeiterfamilie, besuchte die Lehrerbildungsanstalt, wurde arbeitslos und trampete bis Skandinavien, wo er sich zeitweise als Holzfäller verdingte. Nach Österreich zurückgekehrt, war er journalistisch und als sozialdemokratischer Bildungsreferent tätig. Sein Erstlingsroman «Karl und das 20. Jahrhundert», der Ende 1932 erschien, erregte grosses Aufsehen. Eine Reihe von spannenden Tatsachenromanen, u.a.«Radium – Roman eines Elements» (1936) und «Zucker aus Cuba – Roman eines Geldrausches» (1941), erzielten hohe Auflagen.

«Karl und das 20. Jahrhundert», kurz vor dem Höhepunkt der Arbeitslosigkeit in Österreich geschrieben (Anfang 1933: 600.000, davon ein Drittel «Ausgesteuerte», die keine Unterstützung erhielten), berichtet vom Leidensweg eines Opfers dieser Zeit. Karl Lakner stammt aus einfachen Verhältnissen und soll «etwas Besseres», Lehrer, werden. Für den hochdekorierten Weltkriegsteilnehmer gibt es allerdings in der klein gewordenen Heimat keinen Platz. Hoffnungslosigkeit und zunehmende Verelendung treiben Karl Lakner schliesslich in den Selbstmord. «Der gepflasterte Weg zur Hölle» heisst ein Kapitel des Romans, der fast zur Hälfte aus wirtschaftlichen Daten, Zahlen und Statistiken besteht – das Schicksal des unglückseligen Helden ist das einer ganzen Generation.

Die Nacht vom ersten auf den zweiten Juni verbringt er zum ersten Mal im Asyl. Er wird, ehe man ihn in den Raum mit den 45 Stahleinsätzen entlässt, nach Filzläusen untersucht. Sarmarkand, Venedig, Lappland. Karl denkt, dass man auch im Asyl die Haltung nicht verlieren dürfe. Dann weint er in das Keilpolster, dessen fremder Geruch ihn anwidert. Offenbar geht die letzte Rolle, die ihm von der Welt zugedacht ist, mehr über sein Vermögen als irgendeine frühere. Jedenfalls kommt morgens einer heraus, dem manches genommen ist. An dem man, wie die Zeit sich ausdrückt, eine Abschreibung machen muss. Was ein richtiger junger Mann ist, Karl Lakner, bringt es auf jedem Weg zu etwas. Diese Erinnerung ist jetzt verderblicher als acht Hungertage. Aber Karl kommt damit der Stadtschulrat wieder in den Sinn, und das wird zur Hoffnung einer Stunde. Diesmal gibt ihm der Kanzlist, mit dem er redet, den Tip, es vielleicht im Fortbildungsschulrat zu versuchen. Karl steigt den Stock hinauf und erfährt, dass seit 1926 um 5522 Lehrlinge weniger verzeichnet werden, dass das nicht nur auf den Geburtenrückgang der Kriegszeit zurückzuführen sei, sondern auch auf die aussterbenden Berufe. Bei Drechslern, Sattlern, Kammachern, Wagenschmieden, Modelleuren und Schuhmachern habe die mechanisierte Erzeugung die Frage nach einem gelernten Nachwuchs bereits erübrigt. Und Karl erfährt in diesem Zusammenhang auch, dass 1922 und 1923 noch Mangel an Fortbildungsschullehrern geherrscht hat. Er kommt zitternd und blass auf die Strasse. Der Boden der Ringstrasse ist unter den Baumkronen goldgefleckt, doch ist das Karl jetzt gleichgültig. Er bemerkt einen Riss im Oberleder seines rechten Schuhs. Und tags darauf wird ihm beim Schalder in der Auszahlungsstelle bloss seine Kontrollkarte zugeworfen. Er er-

hält kein Geld, aber einen Zettel, der ihn für Freitag, heute ist Mittwoch, in die Industrielle Bezirkskommission bestellt, zu der übergeordneten Behörde der Arbeitslosen.

Karl geht mit einem Schwindelgefühl die Reihe der Polonaisestehenden, die sich kaum umdrehen, hinab. Sie kennen das und haben in solchen Fällen einen Blick wie Tiere, die unter dem gleichen Wärter leben. Selbstredend hat Karl schon gestern früh den letzten Groschen ausgegeben, in Voraussicht der nahen Auszahlung. Vor allem aber ist er fassungslos vor Schreck – und am Nachmittag kann er in der Pfandleihanstalt für seine Medaillen, für die ihm einstmals eine lebenslängliche Rente zugesagt war, nicht einen Groschen erhalten. Der Orden der Eisernen Krone ist nicht aus Gold, sondern aus Tombak. Karl muss die Nickeluhr hingeben, die er sich in Härjedalen gekauft hat. Freitag endlich kann er seine Angst, vor das Nichts verwiesen zu werden, in den Warteraum der Industriellen Bezirkskommission tragen. Hier steht er mit dreissig anderen, von denen die meisten in der Garderobe schon sehr defekt sind, in einem kleinen, zwielichtigen Zimmer; mitten unter ihnen steht ein Schutzmann mit Schirmkappe, Sticksäbel, Gummiknütel und Patronentaschen. Zudem dringt Orgelgedröhn durch die Wände, von dem angrenzenden Jesuitenkloster, und diese Musik macht Karl erschauern. Sie mutet ihn wie eine Kunde von den grossen irdischen Mächten an, vor deren Bewegungen die Menschen ein Nichts sind. Hernach erfährt er, dass ihn die Arbeitslosigkeit zum Halbkriminellen stempelt. Sie entziehn sich unserer Kontrolle, sagt der Beamte, Sie sind unauffindbar, damit fehlt die Grundlage für die Unterstützungsauszahlung. Die tiefste Besorgnis, die Karl je empfunden hat, geht schwarz in ihm auf. Als ihm das Blut wieder erwärmt, weist er neben sei-

ner Obdachlosigkeit auf den Kurs hin, den er besucht. Der Beamte bestimmt an Hand seiner Vorschrift, dass Karl nach Ablauf des Kurses, in ungefähr acht Tagen, täglich im Arbeitsnachweis erscheinen und seine Karte abstempeln lassen muss. Das ist eine unerhörte Schikane, schreit Karl, da laufe ich doch jeden Monat ein paar Sohlen durch. Der Beamte geht mit grossartiger Ruhe zum nächsten Fall über.

Am nächsten Auszahlungstag erhält Karl wieder nichts. Ich habe keinen Zahlungsauftrag, sagt der Kassier hinterm Schalter, während er nach der Quittung von Karls Hintermann greift. Nun ist zu erwähnen, dass Karl seither auch seinen Winterrock, genau gesagt seinen Ulster, versetzt hat. Er geht abermals wie in einer Betäubung auf das grosse Tor zu. Draussen regnet es. Karl beginnt zu rennen, um noch vor zwölf Uhr in der Industriellen Bezirkskommission zu sein. Dort erfährt er, dass kein Parteienverkehr ist, erst Freitag. Nun versetzt Karl den besseren von seinen beiden Anzügen, weil der andere nicht belehnt wird. Eine gefährliche Politik, zweifellos, denn wann soll er die Sachen wieder herauskriegen? Doch hört sich in gewissen Lebenslagen die Beachtung des Fragwürdigen auf.

Am Freitag, an dem es noch immer regnet, erhält Karl in der Industriellen Bezirkskommission die Auskunft, sie sei für seine Reklamation nicht mehr die zuständige Stelle. Er müsse sich an den Arbeitsnachweis wenden, an den der Akt bereits vor einer Woche weitergegangen sei. Karl geht im Regen die drei Viertel Stunde in den Arbeitsnachweis. Hier hat man die Erleichterung, ihm sagen zu können, dass der Akt ohnehin vor zwei Tagen an die Kassa weitergegangen sei. Karl wird klar, dass der Verkehr mit diesen Ämtern eine Wissenschaft ist. Und das wird bald neuerdings aktuell.

Eine Woche nach der Auszahlung, die er nun doch erlebt, läuft seine Bezugsfrist ab, die mit zwölf Wochen festgesetzt ist. Nun wandert er täglich, nachdem er vom Asyl zur Abstempelung getrottet ist, nach Favoriten hinaus, um bei Frau Vilma anzufragen, ob der Bescheid auf sein Verlängerungsgesuch eingetroffen sei. Drei Tage vor seiner letzten Auszahlung übergibt Frau Vilma ihm das leichte Papier. Darauf ist, vorgedruckt und mit entsprechenden Einfügungen, zu lesen: dass seinem Ansuchen um den Weiterbezug der Arbeitslosenunterstützung nicht stattgegeben werden könne, da er nach Paragraph soundso, Absatz soundso der Durchführungsverordnung zur soundsovielten Novelle des Arbeitslosenversicherungsgesetzes, bei den Angestellten als nicht berufszugehörig zu betrachten sei. Berufszugehörig sei nur derjenige, der vor Eintritt der Arbeitslosigkeit durch mindestens drei Jahre in einem einschlägigen versicherungspflichtigen Beruf gearbeitet hätte, was bei ihm, der laut eigener Angabe nur ein Dienstverhältnis in der Dauer von 30 Monaten ausweisen könnte, nicht zutrefte. Gegen diese Entscheidung stehe ein weiteres Rechtsmittel nicht mehr zu. [. . .]

Die Welt zählt 40 Millionen Kurzarbeiter und 20 Millionen Vollarbeitslose, deren Zahl ununterbrochen steigt. Täglich werden Maschinen stillgelegt, Hochöfen ausgeblasen, quadratkilometerweit stehen die leeren Güterzüge auf den verödeten Frachtbahnhöfen. Die USA zählen 7 Millionen Arbeitslose, Europa 9,5 Millionen, Japan 1,200.000, Australien 300.000. Aber Karls kleines Österreich zählt 400.000. Und es hat ein bedrohlich wachsendes Defizit in seinem Staatshaushalt, so dass es zu einschneidenden Sparmassnahmen wird greifen müssen. Was auch zu einem Abstrich bei der Arbeitslosenfürsorge führen wird.

Karl erhält auf sein Ansuchen um Verlängerung des am 15. November ablaufenden Unterstützungsbezuges den Entscheid: dass diesem Ansuchen nicht stattgegeben werden könne, da er nach Paragraph soundso, Absatz soundso der Durchführungsverordnung zur soundsovielten Novelle des Arbeitslosenversicherungsgesetzes bei den Angestellten als nicht berufszugehörig zu betrachten sei. Berufszugehörig wäre nämlich nur derjenige, der vor Eintritt der Arbeitslosigkeit durch mindestens drei Jahre in einem einschlägigen versicherungspflichtigen Beruf gearbeitet hätte, was bei ihm, der laut eigener Angabe nur ein Dienstverhältnis in der Dauer von 30 Monaten ausweisen könnte, nicht zutreffe. Gegen diese Entscheidung stehe ein weiteres Rechtsmittel nicht mehr zu.

Ungeachtet des Nachsatzes rekurriert Karl sofort. Es kann nicht bei diesem Beschluss bleiben, den das Amt selber schon einmal annulliert hat. Seine Angst ist nur, wie er die Zeit bis zur Erledigung seiner Eingabe überdauern wird. Er streckt den Rest, den er von der letzten Unterstützung noch besitzt, soweit es ihm sein Organismus erlaubt. Er isst drei vier Tage überhaupt nichts, bis er vor Hunger Schwindelanfälle bekommt. Dann peinigt ihn aber die zunehmende Kälte und ein irrsinniger Wunsch nach Nahrung zu gewissermassen fahrlässigen Ausgaben. So steht Karl endlich am 23. November mit gänzlich leeren Taschen da. Aber an diesem Tag ist er bereits in der Lage, die Antwort auf seinen Rekurs zu beheben; diesmal ging es schneller: Ihre Eingabe gegen die auf Grund des Artikels soundso der soundsovielten Novelle zum Arbeitslosenversicherungsgesetz erfolgte Abweisung der Notstandsaulhilfe (A. U.) kann nicht in Behandlung gezogen werden, da gemäss Artikel soundso der genannten Novelle ein Rechtsmittel nicht zulässig ist. [. . .]

In diesen Tagen wird Karl sein Zustand vom Frühjahr 1915 in Polen wieder gegenwärtig. Damals wehte die Todesangst sein Bewusstsein über alle Schlachtfelder Europas. Aber seine jetzige Lage ist damit nicht zu vergleichen. Denn nun ist er in jeder Minute der gealterte Sklave seiner Gedärme, und in seinen Gedanken ist nichts als die Zeit, die gähnende Drohung. Dann war damals die Armee, die ihn hielt, und heute gehört er zur Armee der Hilflosen. Zur Armee der 20 Millionen, die von diesem Jahrhundert ausser Kurs gesetzt worden sind. Dass es mit ihm 20 Millionen sind, lässt Karl nicht los. Die grosse Zahl, der Rekord, den die Zeit auch hier erklettert hat, hängt sich als ein Gewicht in seine Seele, das seine Empfindungen auf den Boden der Tatsachen niederzwingt. Die Welt, muss Karl denken, hat mich zweimal in ihre Kader einrücken lassen. Das erste Mal holte sie mich in die Armee, als ihre Maschinen das grosse Schlachten veranstalteten, und nun bin ich in der zweiten Armee, über die ihre Maschinen das grosse Hungern verhängt haben. Ausser dieser zweifachen Mobilisierung hat sich in seinem Leben nichts Wesentliches ereignet. Darüber verbreitet sich ein Gefühl in Karl, wie es ein Selbstmörder haben mag, der alles Belangvolle bereits hinter sich weiss. Die Vermutung tritt ihm ins Blut: die beiden Einrückungen wären sein Leben gewesen und es wäre nichts Wesentliches mehr zu erwarten. Mit dieser Umkehrung seiner inneren Perspektive rückt aber die Welt erst in ihrer ganzen Gewalttätigkeit in sein Bewusstsein. Und nun erkennt Karl, dass er das Unglück hatte, in das zwanzigste Jahrhundert geboren zu werden und dass ihm nichts helfen kann, es sei denn, dieses Jahrhundert hülfe vorerst sich selbst.

Leo Lania

Aus: **Welt im Umbruch**

Leo Lania war der Schriftstellernamenname Hermann Lazars (1896-1961). Nach dem Tod des Vaters war er aus Charkow zu seinen Grosseltern nach Wien übersiedelt, wo er zur Schule ging und die Handelsakademie absolvierte. Schon früh Mitarbeiter der «Arbeiter-Zeitung», wandte er sich 1919 der Kommunistischen Partei Österreichs zu. In den zwanziger Jahren lebte Lania vor allem in Berlin als Journalist und freier Schriftsteller; unter anderem verfasste er auf Wunsch Brechts das Drehbuch zur Filmfassung der «Dreigroschenoper». 1932 kehrte Lania nach Wien zurück, zog jedoch bereits im Jahr darauf nach Paris. 1940 gelang ihm die Flucht vor den deutschen Besatzungstruppen in die USA. Leo Lantias Autobiographie «Welt im Umbruch» war 1942 auf Englisch unter dem Titel «Today We Are Brothers» erschienen.

«Und was werdet ihr jetzt unternehmen?» fragte ich Otto Bauer, den Führer der österreichischen Sozialdemokraten.

Es war der Morgen nach dem Reichstagsbrand. Im Gebäude der ‚Arbeiter-Zeitung‘ waren die Führer der Partei versammelt, die Vertrauensmänner des Schutzbundes, der Arbeitermiliz, Betriebsräte aus den grossen Fabriken. In der Redaktion häuften sich die Unglücksbotschaften aus Deutschland: Verhaftun-

gen, Konzentrationslager, auf der Flucht erschossen – der Kampf war zu Ende, noch bevor er angefangen hatte. Der braune Terror fand keine Gegner, nur Opfer. Umso grausamer und erbarmungsloser wütete er. Die Massaker nannten die Nazis «Revolution». Es war eine «streng legale» Revolution: der Präsident hatte auf Grund des «Gesetzes zum Schutz der Republik» Herrn Hitler bevollmächtigt, der Republik den Garaus zu machen.

«Wir werden kämpfen!» sagte Otto Bauer. «Wir werden nicht kampflos kapitulieren wie die deutschen Genossen.» Er sagte das ohne Pathos, schlicht, und vielleicht klang diese Erklärung deswegen umso überzeugender. Er war sehr blass.

«Aber wie? Wann?»

Otto Bauer sah mich nur an. Ich verstand. Die österreichische Arbeiterschaft hatte Waffen, der «Schutzbund» war gut organisiert, aber-----

«Hitler im Norden und Mussolini im Süden und ohne Hilfe der Demokratien – Mit der faschistischen Heimwehr könnten wir leicht fertig werden, auch mit unseren Nazis. Aber gegen die Armee –?»

Wenn man überhaupt zum Kampf entschlossen war, so war keine Zeit mehr zu verlieren. Noch war Hitler nicht bereit, ein aussenpolitisches Abenteuer – den Einmarsch nach Österreich – zu wagen. Noch hatte die Sozialdemokratie Machtpositionen im Lande. Der Kampf gegen die Diktatur musste von Woche zu Woche schwieriger werden. Aber andererseits würdigte ich das Zögern von Bauer: das Leben von Tausenden für eine Sache aufs Spiel zu setzen, deren Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte?

Die Entscheidung lag bei Dollfuss. Wenn er sich bereit erklärte, ein Bündnis mit den Arbeitern zu schliessen, konnte Ös-

terreich zu einer Festung der Demokratie gemacht werden. Auch in diesem Falle konnte sie erobert werden, aber das bedeutete dann offenen Krieg – Einmarsch Mussolinis oder Hitlers. Und Österreichs Widerstand würde die Tschechoslowakei und vielleicht auch Frankreich zur Intervention zwingen. Die Lösung von Dollfuss: Vernichtung der Demokratie, um die unsichere Freundschaft Mussolinis zu gewinnen, war der Höhepunkt der Dummheit. Und gerade deshalb fand sie den Beifall der Staatsmänner des Westens.

An manchen Abenden, auf den Gesellschaften, zu denen ich eingeladen wurde, glaubte ich zu ersticken, so würgte mich die Wut und Verzweiflung.

So kam mir die Idee, einen öffentlichen Vortrag zu halten. Ich machte mir keine Illusionen über die Nutzlosigkeit eines solchen Unternehmens, aber ich hielt es einfach nicht aus, zu schweigen.

Alle Parteiversammlungen waren verboten. Aber ein Vortrag, zu dem ich persönlich einlud-----?

Ich fand eine Vortragsagentur, welche die Organisation des Abends übernahm. Plakate wurden gedruckt: «Wie lange Hitler?» lautete das Thema meines Vortrags. Zwei Tage später teilte mir der Agent mit, dass er den Vertrag mit mir lösen müsse, da er fürchte, dass die Nazis sein Büro überfallen würden. Die Plakate konnten nicht verbreitet werden.

Ich wollte mich nicht als geschlagen erklären. Meine Freunde von der Sozialdemokratischen Partei kamen mir zu Hilfe. Zwei Dutzend unerschrockene Schutzbündler versprachen, bei dem Vortrag zu erscheinen und mich gegen die zu erwartenden Störungen der Nazis zu schützen; eine ganze

Reihe Wiener Zeitungen unterstützten mich. So war der Saal zum Brechen voll, als ich meinen Vortrag begann.

Ich hatte kaum den ersten Satz gesprochen, als die im Saal anwesenden Nazis zu krawallisieren begannen. Im nächsten Augenblick war die Schlacht im Gange. Eine wogende Menschenmenge, Wutgeheul mischte sich mit Schmerzensschreien und kreischenden Frauenstimmen.

Der Kampf war kurz. Nachdem ein paar der wildesten Schreier überwältigt und aus dem Saal gedrängt waren, trat Ruhe ein. Ich konnte weitersprechen. Aber wieder nur ein paar Minuten. Dann begann der Krach von Neuem. Die Nazis hatten sich gut verteilt, im Parterre ebenso wie auf der Galerie, und waren, obwohl eine kleine Minderheit, entschlossen, den Abbruch des Vortrags mit allen Mitteln zu erzwingen. Auf einmal verbreitete sich ein unerträglicher Gestank im Saal. Da sie gegen die Schutzbündler nicht aufkommen konnten, warfen sie Stinkbomben.

Der diensthabende Polizist bat mich, den Vortrag abzubrechen. «In meinem eigenen Interesse.»

Und den Nazis den Triumph gönnen? Ich dachte nicht daran.

So öffnete man die Fenster, der Gestank verzog sich, ich sprach weiter.

Ich sprach, immer wieder durch Saalschlachten und Stinkbombenangriffe unterbrochen, von acht Uhr abends bis gegen Mitternacht. Ich hatte nur ein Gefühl: Wut. Kalte Wut. Niemals, auch nicht in der Schlacht, hatte ich dieses Gefühl gekannt. Es machte mich stumpf gegen jede Überlegung und jede Furcht.

Die letzte Stunde verlief ohne Störungen. Da war nämlich schon etwa ein Dutzend Nazis mit blutigen Schädeln von der Rettungsgesellschaft abtransportiert worden. Darauf räumten

die anderen das Feld, um Verstärkungen zu holen.

Kurz darauf verständigte mich die Polizei, dass ein grosser Trupp von Nazis im Anmarsch sei. Ich sollte auf das Publikum Rücksicht nehmen, das Gefahr laufe, beim Verlassen des Saales attackiert zu werden. Die Polizei lehne jede weitere Verantwortung für den Schutz des Publikums ab. So musste ich schliessen.

Ein unmittelbares Resultat des Vortrags war die Bitte des Besitzers des Cafés «Herrenhof», sein Lokal nicht mehr zu besuchen, da er sonst Gefahr laufe, dass die Nazis das Café demolierten. Es war nicht das einzige Café, das gegen mich den Boykott verhängte.

Unangenehmer waren die Naziposten vor unserer Villa.

Und am unangenehmsten die Unmöglichkeit, soviel zu verdienen, um unser Leben sicherzustellen.

Ende April teilte mir ein Pariser Freund mit, dass er sich an einer Filmgesellschaft beteilige. Ob ich eine Idee für einen Film hätte?

Ich nahm den Brief als einen Fingerzeig. Wir bereiteten unsere Übersiedlung nach Paris vor.

Noch einmal – zum letztenmal – ging ich über den Ring. Fritz begleitete mich.

Schon hatte der Frühling die ersten Blütenkerzen auf den Kastanienbäumen angesteckt, Spatzen jagten sich zwischen den Zweigen und machten ein Höllenspektakel, die frischgestrichenen Bänke glänzten in der Sonne – selbst die schwarze Erde der Blumenbeete schien wie lackiert. Vor der Oper boten Blumenfrauen die ersten Veilchen und Maiglöckchen zum Verkauf an, die Luft war noch kühl, die Sonne hatte noch keine Kraft, aber sie verlockte einen zu ganz unvernünftigen Dingen:

Ich zog den Mantel aus und hing ihn über den Arm, und Fritz sumnte unzusammenhängende Worte vor sich hin.

Es war ein heimliches Klingen in der Luft. Die Melodie wehte wie ein köstlicher Duft die Strasse entlang. Sie machte mich froh und sehr traurig zugleich.

Zum erstenmal fiel mir der Abschied von Wien schwer. Es war das wehe Gefühl, dass der Abschied diesmal ein endgültiger sein werde.

Und im Grunde bindet dich doch nichts mehr an diese Stadt, dachte ich. Meine Mutter war im Vorjahr gestorben, mein Bruder lebte in Holland. Und wir liebten Paris, Lucy und ich.

Und doch – das Gefühl, dass ich dieses Wien nie mehr wiedersehen werde, bedrückte mich. Es ist schwer, von einem Sterbenden Abschied zu nehmen; da erst fühlt man, was er einem bedeutet hat. So viele Erinnerungen binden einen an ihn, schöne und bittere, Liebe und Enttäuschungen.

Von dieser Reise gibt es keine Rückkehr, dachte ich. Nicht für Wien und nicht für mich.

Ernst Fischer

Februar 1934

Aus: Erinnerungen und Reflexionen

Ernst Fischer (1889-1972) war ein typischer Linksintellektueller der zwanziger Jahre, der nicht nur Artikel zum Tagesgeschehen schrieb, sondern auch politische Theaterstücke (u.a. «Lenin», 1928) und kulturkritische Essayistik («Krise der Jugend», 1931). Bereits früh am linken Rand der Sozialdemokratie angesiedelt, wurde er 1934 Kommunist und emigrierte in die Sowjetunion, wo er als Propagandist und Rundfunkkommentator bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges blieb. 1945 wurde Fischer, nunmehr führender kommunistischer Politiker, Staatssekretär für Unterricht in der Provisorischen Regierung. 1969 schloss man Fischer aus der Kommunistischen Partei Österreichs aus. Nach dem Krieg war Fischer wieder verstärkt literarisch tätig; von ihm stammen wesentliche Beiträge zur marxistischen Literaturtheorie.

Die autoritäre Regierung unter dem christlichsozialen Bundeskanzler Dollfuß wurde von den faschistischen Heimwehren ebenso wie von ihrem Schutzherrn, Italiens Diktator Benito Mussolini, gedrängt, die Linke in Österreich endgültig zu zerschlagen. Als am 12. Februar das sozialdemokratische Parteihaus in Linz durchsucht wurde, setzte sich der oberösterreichische Schutzbundkommandant Richard Bernaschek mit Waffen zur Wehr. Dies war zugleich das Signal zum Widerstand; dieser lief freilich völlig desorganisiert ab. Die Kämpfe zwischen Schutzbund und Exekutive in Wien und österreichischen Industriezentren waren am 15. Februar zu Ende, zumal auf Regierungsseite neben Polizei und Heimwehrverbänden auch

Bundesheer mit Artillerie eingesetzt wurde. Fischers Bericht vermittelt ein Bild von den chaotischen Verhältnissen in Wien zu Beginn des Aufstandes, von der Hilf- und Ratlosigkeit der sozialdemokratischen Funktionäre. Bei dem Schriftsteller Elias Canetti finden Ernst Fischer und seine Frau, Ruth von Mayenburg, Zuflucht.

Am 12. Februar um 9 Uhr morgens läutete das Telefon.

Oscar Pollak war am Apparat.

«Nimm dir ein Taxi und komm sofort herein! Die Linzer haben losgeschlagen/

In Ober-St. Veit ein Taxi zu finden, war nicht so leicht. Ich ging bis zur Stadtbahn und sah zu meinem Schrecken, dass der Verkehr nicht Stillstand. Die Bahnen fuhren, Stadtbahn, Strassenbahn, Eisenbahn. Bei der Pilgrambrücke angelangt, sah ich vor dem geschlossenen Tor des Parteihauses zwei Polizisten. Ein Redakteur der Arbeiter-Zeitung – wenn ich mich recht erinnere, war es Karl Hans Sailer – trat auf mich zu: «Die Weisung ist, jeder in seinem Bezirk.» Er gab mir eine Adresse am Margaretengürtel –»doch nur, wenn es unbedingt nötig ist«. Ausserdem werde im Café Museum immer jemand zu finden sein. Also zurück nach Hietzing!

Ich hatte mit Ruth vereinbart, sie in einem Kaffeehaus an der Hietzinger Brücke zu treffen. Sie möge alles Geld zu sich nehmen und unserer Hausgehilfin Rosa die Wohnung übergeben. In einem Taxi fuhr ich zur Hietzinger Stadtbahnstation. Schutzbündler grüssten mich, gingen weiter, Polizisten an ihnen vorbei, hastig die einen wie die anderen. Die einen wie die anderen wussten: Die dort gehen zur Sammelstelle, zur Waffenausgabe. Manchmal ein scheuer Blick, zumeist ein ver-

legenes Wegsehen. Sonderbar! dachte ich. Auch das Töten hält sich an Konventionen. In einer Stunde werden sie einander totschliessen. Warum nicht sofort, ohne Aufschub, das Handgemenge, die Überwältigung? Weil die einen wie die anderen isoliert sind. Das Volk ist abwesend. Es weigert sich mitzutun. Wenn also die Schutzbündler einen Polizisten oder die Polizisten einen Schutzbündler angegriffen hätten, wäre nicht ein Tumult die Folge gewesen, vielmehr ein Vakuum. Der Einzelne wäre zum Gewalttäter, vielleicht zum Mörder geworden. Nur das Kollektiv, die Kampfgemeinschaft, der Befehl enthebt ihn der Verantwortung. Töten ist dann nicht mehr Exzess, sondern Pflichterfüllung. [. . .]

Plötzlich steht die Strassenbahn. Es ist halb elf vorbei. Wir atmen auf. Also Streik! Es war kein Streik. Franz Schuster, Angestellter im Städtischen Elektrizitätswerk, und seine Gruppe haben das Werk abgestellt, die Apparatur abmontiert. Dieser Mann, dessen Leidenschaft ohne Lärm, dessen Entschlossenheit unauffällig, doch unbeirrbar war, hatte daheim eine kranke Frau, um die er sich rührend mühte; um den politischen Kampf nicht zu vernachlässigen, spannte er seine Kraft bis zum äussersten an. Nach der Annexion Österreichs wurde er, als illegal tätiger Kommunist, von der Gestapo aufgespürt, zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Es war kein Streik. Während die Schutzbündler sich bewaffneten, fuhren die Eisenbahnzüge. Und nicht nur die Eisenbahner, auch die meisten Betriebsarbeiter gingen wie sonst zur Arbeit. Die Angst um den Arbeitsplatz war grösser als die Angst vor dem Tod. Mancher Schutzbündler stand an seinem Arbeitsplatz und griff nach Arbeitsschluss zum Gewehr, um abends oder nachts am bewaffneten Widerstand teilzunehmen.

Schon zu Mittag war es offenkundig: das Leben ging seinen Gang wie sonst, mit halbgeschlossenen Augen, beunruhigt zwar, leicht verwirrt, doch unentwegt. Zu Mittag wurden Plakate der Regierung angeschlagen:

«In Wien hat ein Teil der sozialdemokratischen Arbeiter der städtischen Gas- und Elektrizitätswerke die Arbeit eingestellt. Aus diesem Grunde wird über Wien das Standrecht verhängt.»

Gruppen bildeten sich vor jedem dieser Plakate. Die Leute lasen: Standrecht? Wegen eines Streiks? Was ist da los? Auf jeden Fall: sich mit Lebensmitteln «eindecken», wie man das zur Zeit des Krieges nannte. Vor den abgestorbenen Strassenbahnwagen gab es Fragen an die Strassenbahner: Was ist geschehen? – Wir wissen es nicht. Vielleicht nur eine Störung, vielleicht die Nazis, vielleicht ein Generalstreik. Vor den Läden sammelten sich die Hausfrauen, drängen Sie sich nicht vor, ich war früher da, Schlangestehen! Streik? Aufstand? Revolution? Was in der Luft lag, war nicht Revolution, sondern Ratlosigkeit. [. . .]

Den Reumannhof verteidigten die Schutzbündler erfolgreich. Am heftigsten waren die Kämpfe um das Arbeiterheim Ottakring; dorthin wollten wir. In der Nähe des Arbeiterheims hielten Genossen uns auf: «Ihr kommt nicht durch. Die Wachstube in der Panikengasse steht unter schwerem Beschuss. Polizeiverstärkungen haben bisher nichts ausgerichtet. In der Hasnergasse und anderen Strassen hat sich der Schutzbund hinter Barrikaden verschanzt. Ihr kommt nicht durch.»

Wir erinnerten uns des eventuellen Treffpunkts im Café Museum. Unterwegs mussten wir uns wiederholt legitimieren. Polizisten und Heimwehrleute prüften unsere Pässe, finster,

doch fahrig. «Ernst Fischer. Redakteur . . . Bei welcher Zeitung?» – «Beim Neuen Wiener Tagblatt.» – «Gibt es dort einen Fischer?» – «Warum denn nicht? Rufen Sie an.» – «Wohin gehen Sie?» – «Nach Hause. Bevor es dunkel wird. Das Licht ist ausgegangen.» Stacheldraht und Spanische Reiter. Maschinengewehre. Patrouillen. Polizeiautos. Panzerwagen. Artillerie. Im Café Museum Redakteure, Literaten, Berichterstatter ausländischer Zeitungen, Gedränge in der Dämmerung. Ich erzähle, was ich gesehen und gehört habe, und: «Wird der Schutzbund zum Angriff übergehen?», es sei zu hoffen, sage ich, Meidling, Favoriten, und Ruth: «Sprich nicht so laut!» und plötzlich die schrille Stimme einer Frau, die hereinstürzt: «Genossen! Die Arbeiter-Zeitung ... !» und Ruth auf sie zu: «Halten Sie den Mund. Hier gibt es keine Genossen und keine Arbeiter-Zeitung!», und Dutzende schreiben Notizen in ihre Blocks, unter ihnen gewiss auch Geheimpolizei, und irgendwer, ein englischer oder amerikanischer Korrespondent, glaube ich mich zu erinnern: «Soeben hat Schuschnigg im Radio gesprochen. Um 7 Uhr. Hat die Arbeiter aufgefordert, die Hyänen zum Teufel zu jagen!» Und liest, und eine Taschenlampe reisst das Stenogramm aus dem Halblicht der Kerzen: «Wie klar und eindeutig die Verantwortung liegt, geht daraus hervor, dass zwei längst bekannte Haupträdelsführer sich durch die Flucht der Verantwortung entzogen haben. Auf den Barrikaden liessen sie die anderen. Im Übrigen ist ein Grossteil der verantwortlichen Führer verhaftet.» Bauer? Deutsch? «Glauben Sie, dass sie geflohen sind?» – Nein, ich glaube es nicht, Schuschnigg lügt, um die Schutzbündler zu entmutigen. Verhaftet sind, so heisst es, Renner, Danneberg, Breitner, Weber, und im Rathaus Karl Seitz. Dieser habe dem Heimwehroffizier erwidert: «Ich bin

der gesetzlich gewählte Bürgermeister dieser Stadt. Ich weiche nur der Gewalt.»

Wir treten aus dem Café in die Finsternis. Scheinwerfer der Militär- und Polizeiwagen, über den Boden huschend und jäh ins Gesicht die hastigen Lichtkegel der Taschenlampen, fernher das Knattern der Maschinengewehre, und jetzt, das sind Kanonen, sie schießen mit Kanonen auf Arbeiterheime. Und wir? Wohin? Wo ein Quartier finden in dieser verdunkelten, verödeten Stadt?

Im zweiten Bezirk, in der Ferdinandstrasse, wohnten Elias Canetti und Veza Magd. Bei ihnen fanden wir Unterkunft. Veza war bestürzt; doch ihre Wärme und Herzlichkeit, ihre Freude, uns helfen zu können, liess uns diesen ersten Eindruck vergessen. Deutlicher empfanden wir, dass Canetti überrascht, dass er enttäuscht war. Vor etwa vierzehn Tagen hatte er mich gefragt, in welcher Haltung ich mich selber sehe, spontan, ohne nachzudenken. Ich sprang auf, stellte mich an die Wand, hob wie zur Geste des Redners die rechte Hand, liess sie langsam sinken, streckte die Arme schräg vom Leib und presste, reglos stehend, die Handflächen gegen die Wand. «Zum Tode verurteilt!» rief Canetti. «An die Wand gestellt, auf die Salve wartend!»

Unsere Ankunft in seiner Wohnung widersprach dem Bild, das er in sich fixiert hatte: ich war kein an die Wand gestellter Aufrührer, sondern ein Unterkunft Suchender.

«Ich freue mich, dass Sie da sind!» sagte er, schüttelte mir die Hand und sah mir schief von unten ins Gesicht. «Nein, ich freue mich *wirklich*, Ernst! Wir haben von Ihnen gesprochen und uns gefragt, wo Sie sind, in welchem Bezirk Sie kämpfen.»

«So war es nicht!» versuchte Veza, ihn zu beschwichtigen.

«Aber *natürlich* war es so!» beharrte Canetti darauf, mir vorzuwerfen, dass ich nicht dort stand, wo geschossen wurde. «Immer wieder, wenn wir Schüsse hörten . . . Und die schrecklichen Radiomeldungen . . . Die Regierung Herr der Lage, zwischen Lehár und Radetzkymarsch . . . Gibt es eine Chance, den Kampf zu gewinnen?»

«Ich glaube – nein. Einzelne Gruppen leisten Widerstand, Inseln im Meer der Passivität. Auseinandergesprenzt das Gefüge der kämpfenden Arbeiterschaft, Kampf einer winzigen Minderheit gegen einen überlegenen, wenn auch in Verwirrung geratenen Gegner. Die Zentren des Widerstands werden nicht zu Massenkernen. Und dass es darauf ankommt, wissen Sie besser als ich.»

«Und Sie –? Wenn jemand Menschen zur Masse machen kann, sind Sie es.»

«Als Redner – ja. Doch jetzt –? Eine zielbewusste militärische Führung wäre vielleicht dazu imstande – obwohl auch das fraglich ist.»

Ich war verstimmt. Das schlechte Gewissen begann zu bohren, der eigene Vorwurf, dass ich nicht zu den Schiessenden oder Erschossenen gehörte. Habe ich wirklich alles getan, um zu einem der Kampf Zentren durchzudringen? Habe ich nicht die Zeit verzettelt, mit einem überflüssigen Flugblatt, einem unwichtigen Munitionstransport, in Kaffeehäusern? Ich bin ein schlechter Soldat, konnte als solcher nicht helfen. Doch mittendrin zu sein, wäre das nicht eine Hilfe gewesen, Ermutigung, moralische Pflicht? Oder war es nicht geboten, *politisch* in Aktion zu treten? Doch wie –? Wir kamen überein, dass Ruth am nächsten Morgen versuchen sollte, die Verbindung zu Mitgliedern der Linksopposition herzustellen, wenn möglich, herauszufinden, wie man durch die Sperren nach Favoriten gelangt.

«Warum habt ihr nicht den Rundfunk besetzt?» fragte Canetti.

«Warum sind wir nicht zur Inneren Stadt vorgestossen? Ich weiss es nicht. Offenkundig wurde der unentschlossene Parteivorstand durch die Ereignisse überrumpelt. Die Polizei war besser informiert als der Schutzbund. Ein zentraler Plan scheint nicht zu bestehen oder wurde über den Haufen geworfen. Die militärische Defensive ist die Fortsetzung der politischen.»

Der Rundfunk sendete pausenlos österreichische Gemütlichkeit, unterbrochen von Meldungen, dass nirgends gestreikt, nur an wenigen Punkten gekämpft werde; die «Rädelsführer» geflüchtet seien, andere führende Sozialdemokraten und Schutzbündler sich der Polizei gestellt hätten: dass im ganzen Wiener Neustädter Industriegebiet vollkommene Ruhe herrsche.

«Das ist mörderischer als Artillerie und Maschinengewehre!» sagte Canetti.

Nicht nur die Meldungen waren desinformierend, demoralisierend; noch schlimmer war, dass sie zum Teil der Wirklichkeit entsprachen.

Franz Höllering

Aus: **Die Verteidiger**

Der aus Baden bei Wien gebürtige Franz Höllering (1896-1968) gehörte Ende der zwanziger, Anfang der dreissiger Jahre als Chefredakteur der «BZ am Mittag» zu den bekanntesten Journalisten Deutschlands. 1933 in die Tschechoslowakei emigriert, war er bis 1938 Chefredakteur des «Prager Mittag». Sein endgültiges Exilland wurden die Vereinigten Staaten. Höllerings Roman über den Februar 1934 wurde ursprünglich auf Englisch («The Defenders», 1940) publiziert.

Die Handlung der «Verteidiger» setzt im Dezember 1933 ein. Attentate der illegalen Nazis, Entrechtung der organisierten Arbeiterschaft, Übergriffe der Heimwehren bestimmen den Alltag in Österreich, dessen demokratische Verfassung weitgehend ausgehöhlt ist. Karl Merk, Ingenieur bei den Floridsdorf er Automobilwerken, schliesst sich am 12. Februar einer kämpfenden Schutzbundgruppe unter seinem Freund, dem Werkführer Kraus, an. Karls Freundin, die aus bildungsbürgerlichem Hause stammende Maria, findet ihn, als die Kämpfe beendet sind, schwerverletzt in einer Gemeindehauwohnung.

Die Verteidiger des Goethehofes liessen das Ultimatum der Regierung unbeantwortet. Sie hissten die geforderte weisse Flagge nicht. Punkt acht blitzten Kanonen am anderen Ufer auf. Die Verteidiger hielten sich unter dem Bombardement, Infante-

rieangriffe abschlagend, trotz schwerer Verluste bis in die späte Dämmerung, in der der Räumungsbefehl gegeben wurde – Rückzug Richtung Gaswerke Leopoldau. Durch die Hinterausgänge flüchteten sie in die Finsternis der Felder. Aus einem Fenster des halbdemolierten Gebäudes riefen ihnen noch lange zwei Kinderstimmen Abschiedsrufe nach. Das waren Felix und Minneri, die am Vormittag, Gott weiss woher, aufgetaucht waren. Sie hatten den ganzen Tag, zwischen Fenstern von Schützen zu Schützen kriechend, Munition und spärlichen Proviant verteilt und jeden Treffer gezählt, der das Haus erschütterte. Zweihundertundfünf war ihre letzte Ziffer gewesen. Karl drehte sich im Laufen um und winkte ihnen, obgleich sie es in der Finsternis nicht sehen konnten.

Das Arbeiterheim, die Gartenstadt, die Bahnstation und der Schlingerhof, den die Schutzbündler wiedererobert hatten, wurden um die gleiche Zeit geräumt. Militär drang mit wachsender Übermacht in den Bezirk. Aus allen Richtungen tönten Explosionen und Gewehrfeuer. Niemand wusste, wo der Freund oder Feind war. Kraus versuchte, seine Leute zusammenzuhalten, vergeblich; viele konnten vor Erschöpfung nicht weiter. Die fünf Mann, mit denen sich Karl an einer Fabrikmauer entlangschleppte, verloren die Verbindung mit der Hauptgruppe. Plötzlich kam ein Polizeiauto mit spielendem Scheinwerfer in rasender Fahrt die Strasse herunter. Während sie Deckung suchten, krachten schon die Handgranaten, die von dem vorbeisausenden Wagen geschleudert wurden. Als sie weiter wollten, waren sie nur mehr drei am Leben, und Karl konnte sich nicht erheben. Ein Sprengstück hatte ihm den rechten Oberschenkel zerfetzt. Blut strömte heiss das Bein hinunter. Er biss die Zähne in die Lippen, dann leuchteten alle Sterne am

Himmel auf, bis ein Schleier vor sie fiel, zart und taubengrau, immer dunkler. Und er wusste nichts mehr.

Als er aus Ohnmacht und Schlaf erwachte, war seine erste Empfindung ein leiser Jodoformgeruch, der ihm ein vages Bild in Erinnerung rief. Ein alter Mann beugte sich mit einem schmalen, scharfen Messer über ihn, das hunderte Male in seinen Brillengläsern funkelte. Hinter ihm war Bertas entsetztes Gesicht. Es musste lange her sein.

Mit Anstrengung öffnete er die Augen. Berta sass in Gedanken neben einem Tischchen, auf dem eine Fotografie von ihr stand, aber die Wohnung von Kraus war das nicht. Ein fremdes Zimmer, das er nicht kannte. Die Wunde brannte nicht mehr, es war eher ein ziehender Schmerz jetzt, ein Toben im ganzen Schenkel. Bewegen konnte er das Bein nicht, aber es war noch da. Er hatte schreien wollen, dass sie es ihm nicht abnehmen sollten, und brachte keinen Laut heraus. Der Alte schnitt ihm aber nur das Sprengstück heraus, soviel wusste er jetzt. Dort lag es neben der Fotografie. Draussen regnete es.

«Hab ich lang geschlafen?» fragte er und erschrak über die Schwäche seiner Stimme.

Berta hob den Kopf und ihre ernste Miene wechselte in einen Freudenausdruck.

Sie brachte ihm erst Suppe, dann erzählte sie. Es war schon Freitag. Die Schutzbündler hatten sich in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag ein letztes Mal gesammelt. Am rechten Ufer fiel kein Schuss mehr und die Radionachrichten aus dem ganzen Lande, auch wenn sie nur halb wahr gewesen wären, vernichteten jede Hoffnung. Überall waren die Arbeiter geschlagen. Kraus und eine Anzahl Genossen hatten beschlossen, sich bis an die Grenze durchzukämpfen. Es musste gelungen

sein. Berta kramte ein Telegramm aus ihrer Handtasche. «Gut angekommen», sagte es, und war aus der Tschechoslowakei.

Karl hörte ihr und gleichzeitig dem Regen draussen zu. Geduldig wartete er, auch aus Schwäche, aber sie sagte nicht, was er noch wissen wollte. Endlich fragte er: «Weiss meine Mutter, wo ich bin?»

«Es hätt eine Überraschung für dich sein sollen», antwortete Berta mit einem Lächeln. «Bevor Kraus fort ist, hat er einen Buben zu mir geschickt, das war vorgestern Nacht, der ist aber auf dem Weg als verdächtig verhaftet worden. Heut' Vormittag, als ich grad auf einen Sprung zu Haus war, ist er aber doch angekommen, ein Polizeimann, ein Freund von seinem Vater, hat ihn ausgelassen. Meine Angst um Kraus kannst dir denken, das Telegramm ist erst eine halbe Stund' später gekommen. Jetzt ist der Bub, ich hab ihn zuerst gefüttert, auf dem Weg in die Innere Stadt und zu deiner Mutter.»

Es dunkelte schon stark, als er wieder erwachte. Ehe er noch die Augen ganz offen hatte, wusste er, dass Maria im Zimmer stand. Er streckte einen Arm nach ihr aus.

Noch eine Sekunde rührte sie sich nicht, dann flog sie zu ihm hin, beugte sich über ihn, sank in die Knie, und presste ihre Lippen auf seine. Er zog sie an sich.

«Nicht weinen», sagte er.

Sie schwiegen und sprachen in der Ruhe der Dämmerung und schwiegen wieder.

Es wurde schnell ein schwarzer Abend.

«Ich möcht' das Licht aufdrehen», sagte sie zaghaft.

«Ich schau schrecklich aus . . . unrasiert —»

«Das weiss ich schon —», das leise Lachen in ihrer Stimme brach jäh und gegen ihren Willen ab, als der Schein der Lampe auf ihn fiel.

«Ist es so arg?» fragte er, unruhig, plötzlich.

«Nein, nur sehr müd siehst du aus.»

«Ich bin durstig, Maria.»

Sie ging um frisches Wasser in die Küche. Es war ernster, als Frau Kraus sagte. Er musste in richtige Pflege. Wenn seine Mutter kam – wie lang sie brauchten –, konnte sie hinunterlaufen und Vater anrufen.

Er trank das Glas bis zu Neige. Krampfhaft presste er die Lippen aufeinander.

«Hast du starke Schmerzen?»

Er schüttelte den Kopf.

Sie sass auf dem Bettrand und hielt seine Hand. Manchmal verstärkte er den Druck seiner Finger. Dann bat er wieder um Wasser. Sie brachte ein nasses Küchentuch mit herein und legte es ihm um den Kopf. Er lächelte dankbar und schloss die Augen.

Es war gleich fünf. Wo blieb der Arzt? Auch Mutter Merk hätte längst hier sein sollen. Maria trat unruhig ans Fenster. Die Strasse, eine kleine Nebengasse, lag im Dunkel. Eine einzige Laterne brannte. An der Ecke stand eine Telefonzelle. Ob sie es wagen sollte, ihn allein zu lassen? In wenigen Minuten konnte sie zurück sein. Karl musste in ein Spital, in ein privates Krankenhaus, zu dem die Heimwehren nicht so leicht Zutritt hatten. Vielleicht übertrieb die Frau Kraus, dass sie sich auch an den Verwundeten vergriffen.

«Es ist kein Unterschied zwischen einem grossen und einem kleinen Unrecht», flüsterte Karl im Fieber. «Wir haben das kleine geduldet und müssen das grosse leiden.»

Maria wechselte den Umschlag mit zitternden Händen.

«Wir müssen überlegen», flüsterte Karl, «vielleicht sind die Menschen schuld, vielleicht die Zeiten und die Umstände. Das

müssen wir zuerst entscheiden. Es ist leicht zu handeln in der Gefahr. Voraussehen und die Gefahr vermeiden, den Missbrauch der Macht und die vielen Toten, es ist schwer. Wir müssen alles überlegen. Von Anfang an. Aber niemand kann warten, bis er gescheit ist. Wir wollen auch nicht warten. Jetzt müssen wir leben, jetzt Maria, verlass mich nicht, nie mehr/

Sie schloss seine Lippen mit ihren Lippen. Dann flüsterte sie neben ihm: «Wir werden alles überlegen. Wir werden auf die Hütte ziehen und allein sein, Tag und Nacht über den Wolken.» Sie konnte nicht weiter, Tränen der Angst erstickten ihre Stimme.

«Du weinst wieder —»

«Aus Glück, Karl.»

«Es wird schön sein», sagte er, dann wurde der Druck seiner Hand schwächer, die Augen fielen ihm zu. Gleich aber schlug er sie wieder gross auf. Zwei Falten erschienen auf seiner Stirn und mit Anstrengung sagte er: «Ich weiss, ich hab' Fieber, Maria. Deswegen kann ich alles auf einmal denken. Und auch sprechen. Sonst bin ich zu schwerfällig. Besser, ich sag' es gleich. Man kann aus der Zeit nicht austreten. Es gibt kein Idyll. Wir müssen die Verantwortung tragen, nicht uns ihr entziehen. Die Verantwortung ist mit uns geboren, dann kommt erst das Recht. Es gibt keine Flucht.»

«Wir wollen nicht fliehen», flüsterte Maria.

Er sank zurück, ein Leuchten in dem grauen Gesicht, das nicht vom Fieber kam, und lag regungslos still.

Im Haus hinter der Mauer schlug die Uhr fünfmal.

Maria bückte sich über den Schlafenden und hauchte einen Kuss auf seine heisse Stirn. Er bewegte die Lippen leise, in einem Glück.

Maria erhob sich behutsam vom Bett. Jetzt konnte sie telefonieren. Auf Zehenspitzen wollte sie aus dem Zimmer, als die Strasse draussen von Pfiffen gellte. Sie trat ans Fenster; nach einer Sekunde riss sie es auf.

Männer kamen um die nächste Ecke gelaufen, auf die Gartenmauer neben dem gegenüberliegenden Haus zu. Mit einem Sprung waren sie oben und hinüber, pfeifend, schreiend. «Der Block ist abgesperrt.»

Der Block ist abgesperrt. Deswegen kam der Doktor nicht, und Karls Mutter und Frau Kraus nicht. Marias Hirn arbeitete klar, während ein Entsetzen ihr Herz zusammenkrampfte. Jetzt war sie allein mit Karl, abgeschnitten von allen. Der Block war abgesperrt. Sie jagten die Schutzbündler.

Im nächsten Augenblick rollte ein grosser Motorlastwagen, begleitet von einem Trupp Heimwehrleute, um die Ecke. Unter der Laterne vor dem Haus blieb er stehen. Es war ein Gefangenentransport, Männer und Frauen, ein elender Pack Menschen verladen wie Vieh. Die Heimwehrleute teilten sich ab und stürzten in die Häuser.

Maria drehte das Licht ab. Sie horchte. Nichts, nur das Getrappel vieler Stiefel in der Strasse. Wenn sie kamen, durfte sie keine Furcht zeigen, freundlich musste sie sein, unverdächtig. Glauben mussten sie ihr, dass niemand in der Wohnung war. Schon schlugen Gewehrkolben gegen die Gangtür.

Die Heimwehrleute schrakten vor dem zarten, blassen Mädchen ein wenig zurück, das ihnen öffnete. Dann fragte der vordeste: «Schutzbündler versteckt?»

«Nein.»

«Wer wohnt hier?»

«Ein Ingenieur von den Automobilwerken.»

«Ist er zu Haus?»

«Nein, nur ich –»

Die drei wandten sich zum Gehen. Im gleichen Augenblick ertönte im Dunkel der Stiege eine Kommandostimme: «Jede Wohnung durchsuchen und umdrehen, glaubt doch der Hur' nicht.»

Maria taumelte vor den Eindringenden zurück. Ein riesiger Kerl stiess sie ins Zimmer und lachte hell auf, als er Karl im Bett sah.

«Er ist krank», flehte Maria.

Der Mann riss die Decke vom Bett. Da lag das dick verbundene Bein.

«Hinunter mit ihm», kommandierte der Kerl.

Maria stürzte zwischen Karl und die Heimwehrleute. «Er ist krank», schrie sie.

Sie wurde vom Bett gerissen. «Mitnehmen auch sie», lautete das Kommando.

Kein Wehren half. Sie flog die Stiege hinunter, zwischen johlenden Heimwehrleuten hinaus auf die Strasse, über ein Trittbrett in den Wagen. Die Arme der Gefangenen nahmen sie in Empfang. Nach ihr wurde der bewusstlose Karl in den Wagen geworfen. Die Gefangenen rückten zusammen und bereiteten für ihn ein Lager aus ihren Röcken, während sich der Wagen in Bewegung setzte. Jemand sagte stolz: «Das ist der Genosse Merk, ich war mit ihm bei den Remisen.»

Maria kauerte über ihm. Wenn der Wagen eine Laterne passierte, konnte sie sein Gesicht für einen Augenblick sehen. Er bewegte leise die Lippen. Es war eine lange Fahrt. Aber er kam nicht wieder zu sich. Im Hof des Polizeigegefängnisses standen schon viele Gefangene an den Mauern, die Arme hoch, Gesicht zur Wand.

Karl blieb auf dem Wagen liegen. Seine fiebrigen Augen weit offen auf Maria gerichtet, hielt er ihre Hand fest, bis sie von ihm gerissen wurde.

Am nächsten Tag empfing der Präsident der Republik den Heimwehrminister, der seiner Ankündigung gemäss ganze Arbeit geleistet hatte, in Audienz, dekorierte seine Brust mit dem grossen Ehrenzeichen und sprach ihm den Dank des Vaterlandes für seine «intelligente, energische und weise zurückhaltende Führung des Verteidigungskrieges aus, der ihm aufgezungen worden war».

Rudolf Hertz

Der Juliputsch 1934

Aus: Fügung und Widerstand

Rudolf Hertz (geboren 1897 im Waldviertel) zählt – als Erzähler, Lyriker und Dramatiker – zu den Hauptrepräsentanten einer engagierten katholischen Literatur in Österreich, Überdies war Hertz in der Ersten Republik einer der Pioniere des österreichischen Rundfunks, dessen Entwicklung er seit 1931 als Hauptabteilungsleiter der RAVAG wesentlich mitbestimmte. 1938 wurde Hertz von den Nationalsozialisten entlassen, kehrte aber nach dem Krieg als Programmdirektor an seine alte Wirkungsstätte zurück und war auch entscheidend am kulturellen Wiederaufbau Nachkriegsösterreichs beteiligt.

Am 25. Juli 1934 drangen illegale Nationalsozialisten ins Bundeskanzleramt ein und erschossen Bundeskanzler Engelbert Dollfuss. Auch die Sendestation der RAVAG in der Johannessgasse war kurzfristig von den Putschisten besetzt. In den Bundesländern kam es gleichfalls zu bewaffneten Aufständen der Nationalsozialisten. Die Regierung unter Bundeskanzler Schuschnigg, dem Nachfolger Dollfuss', war jedoch bald Herrin der Lage. Am 30. Juli waren die Kämpfe beendet.

Mittwoch, den 25. Juli, fuhr ich mit meiner Frau mit dem Autobus nach Völkermarkt. Ich hatte mir als Urlaubsort ein Hotel am Klopeinersee ausgesucht, mitten im windischen Gebiet. Ich wollte wenigstens vierzehn Tage keine weissen Strümpfe, kei-

ne herausfordernden Gesichter, keinen deutschen Gruss und an Bergwänden aufgemalte Hakenkreuze sehen. Ich hätte dann freilich nicht vom idyllischen Klopeinensee nach Völkermarkt fahren dürfen. Beim Aussteigen auf dem Hauptplatz wurde jeder Fahrgast von zehn weissbestrumpften Burschen gemustert. Ob sie ausgerechnet bei unserem Autobus den Boten erwarteten, der ihnen die Nachricht von der Machtergreifung in Wien bringen sollte? Dass die deutschen Sender bereits vom Bürgerkrieg redeten, wussten wir nicht.

Erst am Abend, durch das gedämpfte Essgeräusch in der Glasveranda am See, hörte ich aus dem nur flüsternden Radio fürchterliche Dinge. Schwere Kämpfe in Wien, in Wiener Neustadt, in Obersteier, in Oberkärnten. Dollfuss liquidiert. Ein deutscher Sender! Ich schalte auf Wien, drehe auf, und die Stimme Schuschniggs, der über den Mord an Dollfuss spricht, steht im Raum. Auch ein hoher Beamter, nach mancher Äusserung bereits illegaler Parteigenosse, heult. Die Wissbegierigen unter den Gästen drehen auf London, Paris und Mailand.

Später bitte ich den Hauswirt, die Laibacher Nachrichten abzuhören. Plötzlich mein Name. Beim Überfall auf die RAVAG wurde ich erschossen. Das erleichtert mir den Entschluss, meinen Urlaub abzubrechen. Doch wenn mein Name in einer sicherlich voreiligen Nachricht genannt wurde, dann war auch eine Kugel für mich bestimmt gewesen. Dagegen kommt auch das Sprüchlein, dass Totgesagte ein langes Leben haben, nur schwer auf.

Nach einer schlaflosen Nacht melde ich am nächsten Morgen vom Postamt St. Kanzian ein Gespräch nach Wien an. Nach fünf Minuten ist Übelhör am Apparat. Er hat früher angemeldet und beschreibt kurz die Lage. Für mich sind noch in

der Nacht die ersten Beileidstelegramme der BBC und Radio-
diffusion Française eingetroffen. In der Johannesgasse haben
sie ein Glas Wein auf meine Gesundheit geleert.

Josef Friedrich Perkonig

Einer von vielen

Der Kärntner Heimatdichter Josef Friedrich Perkonig (1890-1959) behandelte in seinen zahlreichen Schriften zumeist bodenständige Themen, auch seine Romane und Erzählungen sind zu einem beträchtlichen Teil Dokumente deutschnationaler Gesinnung. In dem von Perkonig ausgewählten und bearbeiteten «Buch für die Jugend: Kärnten. Heimatland/Ahnenland» (194-3) wird im Sinne der Nationalsozialisten eine heroisch-deutsche Geschichte dieses Bundeslandes in Einzelzeugnissen geschrieben. «Einer von vielen» ist die Verklärung der Nazi-Putschisten in Kärnten.

Unter den vielen Hunderten tapferen Kämpfern, die nach der missglückten Erhebung im Juli 1934 im Sommer und Herbst dieses Jahres vor Gericht gestellt wurden, befand sich auch der Lehrer Gottfried M., der sich vor seinen Richtern folgendermassen verteidigte:

«Ich war bis zum Verbot der NSDAP Mitglied und Scharführer der SA. Mit dem Losungswort ‚Morgenrot‘ begann am 25. Juli 1934 unser Freiheitskampf.

Ich war im Jahre 1933 Lehrer in Oberhof im Metnitztale, im Februar 1934 wurde ich nach Stall im Mölltale versetzt, und schliesslich gelang es einem Angeber, mich brotlos zu machen;

ich wurde wegen nationalsozialistischer Betätigung aus dem Schuldienste entlassen.

Ich ging nach Oberhof zurück und versuchte als Hilfsarbeiter mein Brot zu verdienen, musste aber überall meine Arbeit aufgeben, weil man meine Arbeitgeber immer wieder mit Drohungen zwang, mich zu entlassen. Da wollte ich nun beim Oberförster Petritz in Oberhof Wohnung nehmen, aber schon nach zehn Tagen wurde ihm gedroht, dass man ihn bei seiner Firma anzeigen werde, wenn er mich nicht hinausschmeisse. Da zog ich mich auf die stille Flattnitz zurück, wo ich für Kost und Wohnung bei einem Bau als Hilfsarbeiter beschäftigt wurde.

Wo ich nun hinkam, wurde ich' von der Gendarmerie angehalten, angezeigt, untersucht, nirgends hatte ich Ruhe. Jedem Gastwirt, dessen Haus ich betrat, wurden Schwierigkeiten gemacht, ich sollte überhaupt in kein Haus mehr gehen. Oft habe ich 24 Stunden lang nichts Warmes zu mir genommen. Meine Kameraden, die am Bau mit mir arbeiteten, wurden dann beim Leichenbegängnis eines deutschen Turners verhaftet; der Bau musste eingestellt werden, und ich verlor wieder Arbeit und Unterkunft. So kehrte ich aus den Bergen nach Oberhof zurück.

Am 25. Juli 1934 hatte ich hier von dem Kampf gegen die Dollfuss-Regierung noch nichts erfahren. Am 26. Juli in der Früh sagte mir jemand, die Regierung Dollfuss sei gestürzt, eine neue Regierung mit den Nationalsozialisten sei in Wien gebildet worden; von dem Tode des Bundeskanzlers wusste ich noch nichts.

Ich ging nach Metnitz hinunter, um mich zu erkundigen, was an den Gerüchten wahr sei, und hörte von einigen Freunden, was mittlerweile geschehen war. Darauf kehrte ich nach Oberhof zurück.

Abends um elf Uhr kam ein Motorradfahrer und teilte uns mit, dass ganz Kärnten in den Händen der Nationalsozialisten sei. Er überbrachte uns auch den Auftrag, dass die Oberhofer Nationalsozialisten gegen Friesach vorrücken müssten, damit das ganze Tal in unsere Hände käme. Ich steckte meine Pistole zu mir, für die ich einen Waffenpass hatte, und meine Kameras sammelten sich.

Wir marschierten gegen Metnitz, und es stiessen immer mehr Bauernburschen zu uns. Später rückten wir nach Grades und St. Salvator vor; überall veranlasste ich, dass in den Orten Ruhe und Ordnung herrschte. Die Gendarmerie liess ich entwaffnen.

Wir marschierten dann zum Gute Mayerhofen weiter, wo wir einige Zeit blieben. Unterwegs hatten wir in den Gasthäusern Alkoholsperre verhängt und einige Kaufläden zugesperrt. In Mayerhofen erreichte uns die Nachricht, dass die Übernahme der Regierung nicht gelungen sei. Es hiess auch, dass wir als Aufständische behandelt werden sollten und dass gegen uns das Heer anrücke.

Ich war schwer enttäuscht. Wir waren etwa hundert Leute und lagerten auf einer Wiese vor dem Gute, um auszurasen. Ich fühlte mich für die Leute verantwortlich und ordnete an, dass wir uns in den Wald hinauf zurückzögen, um den Einbruch der Dunkelheit abzuwarten. Ich wollte, dass sich alle beruhigten und sich dann zerstreuten. Mit dem Feldstecher sah ich, dass Militär gegen St. Salvator anrückte. Wir gaben einige Schüsse ab, da blieben die Militärautos stehen und nahmen uns unter Maschinengewehrfeuer. Wir begaben uns in Deckung; später zerstreuten wir uns.

Tagelang irrte ich dann in den Wäldern umher. Am 8. August stellte ich mich der Gendarmerie, weil ich erfuhr, dass vie-

le meiner Kameraden in die Kerker gewandert seien. Ich dachte mir, dass es wenig ehrenvoll sei, jetzt davonzulaufen.»

So sprach der Lehrer Gottfried M. vor seinen Richtern, und alle Zeugen sagten aus, dass er auch in den Stunden der Revolution menschlich gross und edel gehandelt und unnützes Blutvergiessen verhindert hatte. Das Gericht verurteilte ihn, der für die Freiheit gekämpft hatte, wegen Hochverrats zu sechzehn Jahren schweren Kerkers. Viele Augen im Gerichtssaale wurden feucht. Er aber hob seinen Arm und sagte: «Für mein Volk und meinen Führer ertrage ich alles gern.»

Alfred Polgar

Begegnung mit Papen

Der Wiener Alfred Polgar (1873-1955) war einer der bekanntesten und anerkanntesten Theaterkritiker der Epoche, die vierbändige Auswahl seiner «Schriften des Kritikers: Ja und Nein» erschien 1926/27. Zugleich sammelte Polgar auch die für ihn typische Kurzprosa (Skizzen, Erzählungen, Glossen und Satiren) in zahlreichen Bänden. Sein Œuvre weist ihn als grossen Stilisten und Menschenkenner mit radikal-skeptischer Weitsicht aus.

1933, nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, aus Berlin nach Wien zurückgekehrt, musste Polgar 1938 seine Heimat verlassen. In den Vereinigten Staaten fand er schliesslich Zuflucht.

Die 1946 erstmals veröffentlichte Kurzgeschichte «Begegnung mit Papen» geht auf eine persönliche Erfahrung Polgars zurück, die er bereits 1939 in der Glosse «Der Herrenreiter» verarbeitet hatte.

Die Abrechnung mit Franz von Papen, einem der Steigbügelhalter Adolf Hitlers und massgeblichen Drahtzieher des «Anschlusses», weitete sich zur bitteren Satire auf Österreichs selbstverschuldete Ohnmacht aus.

An einem Augusttag des Jahres 1937 war der liebeliche Ort Kammer am Attersee (Salzkammergut) in Erregung. Herr von Papen, Gesandter des Dritten Reiches in Wien, sollte auf einer

Sommerrundfahrt durch Österreich nach Kammer kommen. Papen war keine populäre Figur in Österreich, aber die Swastikakanailen* wussten, was sie an ihm hatten: den Mann, der zielbewusst und kunstgerecht, geradeaus wie hintenherum, ihr Vaterland an Hitlers Messer zu bringen suchte. Und die vom kommenden Kriege träumten, entsannen sich seiner Rede aus dem Jahre 1933 – in Nürnberg scheint man sich ihrer nicht erinnert zu haben –, in der er den «Strohtod», wie er das nannte, als eines deutschen Mannes unwürdig erklärte. Ein rechter deutscher Mann stirbt nicht im Bett, sondern auf dem Schlachtfeld, sagte Papen. Etliche Millionen Männer taten ihm kurze Zeit hernach den Gefallen.

An jenem Augusttag erschien der Wirt des Grand Hotel, wo für den illustren Besuch Zimmer gesichert waren, frühmorgens schon im Salonrock – um den Bauch herum spannte er ein wenig, und es zeigten sich auffallend viele Spaziergänger in der Strasse. Ich entsinne mich einer Bürgerin Kammers, die, ein Baby auf dem Arm, Posten vor dem Hotel gefasst hatte. Mehrere Stunden hielten Mutter und Kind der glühenden Sonne stand, um den historischen Augenblick nicht zu verpassen. Die Frau war allerdings eine Zugereiste, aus Graz überdies. Die Leute von Kammer selbst bekannten sich als so leidenschaftliche Nazis nur vor und nach der Sommersaison; während dieser hielten sie, in puncto Kasse besonders, auf Neutralität. Gegen die Wiener Regierung allerdings war man in Kammer auch sommers über erbittert. Als einen der Gründe dieser Erbitterung nannte mir der Papierhändler dort die behördliche Zumutung, an Dollfuss⁷ Todestag brennende Kerzen ans Fenster zu

* Swastika – altindisch: Hakenkreuz

stellen. «Wer zahlt uns die Kerzen?» fragte der Gewerbetreibende.

Um 3 Uhr nachmittags also fuhr beim Grand Hotel der Wagen mit den Initialen C.D. (Corps Diplomatique) und einer kleinen eisernen Hakenkreuz-Standarte vor. Die ausdauernde Grazerin mit dem Kind streckte abwechselnd den eigenen Arm und den des Babys zum deutschen Gruss aus. Der tiefgebückte Wirt geleitete Papen und Familie in ihre Zimmer. Eine Weile später erschien der Gesandte im Bade-Trikot und begab sich, ein geübter Obenauf-Schwimmer in jederlei Wasser, in den Attersee.

Soweit verlief alles ruhig. Gegen Abend aber begann verdächtiger Zuzug. Aus der dörfischen Nachbarschaft kamen auf Lastwagen und Fahrrädern Trupps von militanten Nazis, teils angeheitert, teils betrunken, in den Ort. Sie versammelten sich im Hofgarten, an dessen Eingang ein rührendes Plakat warnte: «Nur für Hotelgäste. Fremden ist der Zutritt verboten.» Bei Dämmerung war der Garten gefüllt von Hunderten im Chor sich äussernder Nazis, alle geziert mit dem damals in Österreich verbotenen Parteiabzeichen. Der Chor äusserte sich günstig für Hitler und Papen, ungünstig über die Juden und die Regierung in Wien. Das Letztere ärgerte den Kollegen Kirschbaum vom christlichsozialen «Neuigkeits-Weltblatt» (wie ich Gast des Hotels), und er telefonierte der Gendarmerie, sie möge kommen und Ordnung machen. Durch ein Fenster im Speisesaal, in dem er soupierte, beobachtete von Papen wohlwollend den Krawall draussen. Nach dem schwarzen Kaffee ging er in den Garten und liess sich mehrere Ovationen bringen. Er hielt auch eine Ansprache. Was er sagte, weiss ich nicht. Aber nach den animierten «Sieg Heil»- und «Pfui Schuschnigg»-Rufen zu

schliessen, muss er seinen Zuhörern nach dem Herzen gesprochen haben. Sie liessen ihn, als er gegangen war, noch ein Stündchen lang hochleben, ehe sie sich in die Wirtshäuser von Kammer verzogen – gewiss, dass ihre Sache in guten Händen ruhe.

Patriotistische Hotelgäste empfanden das Benehmen des Gesandten als Skandal und schickten ein mit vielen Unterschriften versehenes Protest-Telegramm (von Kollegen K. und mir meisterlich textiert) an Schuschnigg. So kindlich nichtsahmend vom wahren Stand und Gang der Dinge waren noch im August 1937 die Sommerfrischler im Salzkammergut!

Gegen 11 Uhr nachts, als alles vorüber war und Herr von Papan bereits den festen Schlaf des Ungerechten schlief, hielt beim Hotel ein Fahrrad mit einem älteren Mann in Uniform obenauf. Der Gendarm. Er wollte den Grund wissen, warum man ihn vor fünf Stunden hergerufen hatte. Nachdem ihm der Grund mitgeteilt worden war, zog er sein Notizbuch, prüfte die Elastizität des ledernen Bandes und dieses durch mehrmaliges Spannen und Loslassen, steckte es wieder ein, sagte: «Na ja, die Nazi» und radelte heimwärts. Ein Staatsbeamter nach besser altösterreichischer Tradition.

Karl Hans Strobl

Ein Volk – ein Reich – ein Führer

Aus: Die Weltgeschichte und das Igelhaus

Der aus Mähren stammende Jurist Karl Hans Strobl (1877-1946) verfasste einige Dutzend Romane und Erzählbände, oft deutschnationalen Inhalts. Sein «Phantastischer Wiener Roman: Gespenster im Sumpf» erschien 1920. 1934 wurde Strobl wegen «staatsgefährlicher Betätigung» aus der Tschechoslowakei ausgewiesen. Bis zu seinem Tod lebte der begeisterte Nationalsozialist in Perchtoldsdorf.

Als der Druck des Deutschen Reiches auf Österreich immer bedrohlicher wurde, entschloss sich Bundeskanzler Schuschnigg, unter der Devise «Rot-weiss-rot bis in den Tod!» eine Volksbefragung über die österreichische Unabhängigkeit abzuhalten. In einer grossen Rede in Innsbruck am 9. März 1938 verkündete er das Datum der Abstimmung: den 13. März 1938.

Kontakte mit den illegalen Sozialdemokraten und Gewerkschaften schienen eine breite Front der Anschlussgegner zu gewährleisten. Am Morgen des 11. März wurde Schuschnigg ein Ultimatum Hitlers überreicht, in dem dieser unter Einmarschdrohung die Absage der Volksbefragung forderte. Deutsche Sender verbreiteten in der Zwischenzeit Greuelmeldungen über blutige Unruhen in Österreich. Am Abend des 11. März trat Schuschnigg zurück. In seiner vom Rundfunk übertragenen Abschiedsrede hiess es: «Der Herr Bundespräsident beauftragt mich, dem österreichischen Volk mitzuteilen, dass wir der Gewalt weichen.» In den frühen Morgenstunden des 12. März

überschritten deutsche Truppen die österreichische Grenze. Für Karl Hans Strobl und andere österreichische Nationalsozialisten war die Stunde des Triumphes gekommen.

Denn inzwischen hatte das Rad der Weltgeschichte wieder einmal eine Umdrehung gemacht, und Herr Schuschnigg selbst hatte am Räderwerk gestanden und fleissig mitgeholfen. Er hatte in Innsbruck eine grosse Rede gehalten und war sehr volkstümlich gewesen und hatte auf gut Tirolerisch gesagt: «Manner, 's ischt Zeit . . .»

Er hatte recht damit, es war Zeit, es war sogar höchste Zeit, denn das Wasser reichte ihm bereits bis zum Hals.

Und so ordnete er als würdiger Nachfolger beziehungsweise Platzhalter Karls «des Plötzlichen» über Nacht eine Volksabstimmung an, durch die er sich bestätigen lassen wollte, dass der österreichische Mensch mit ihm eines Sinnes sei. So plötzlich diese Volksabstimmung aber war, so plötzlich war sie wieder nicht, dass die Regierung nicht schon die Abstimmungsergebnisse selbst fix und fertig vorbereitet gehabt hätte.

Zur weiteren Sicherung dieser Ergebnisse sollten die Kommunisten Wiens bewaffnet werden, als welche ja immer und überall gerne bereit sind, zu den Waffen zu greifen, wo es gegen Deutschlands Leben und Freiheit geht.

Aber die bösen Nazi waren gar nicht so für die Plötzlichkeit der Abstimmung und für die kommunistische Wahlhilfe. Sie erklärten ganz offen: «Wir können euch nicht hindern, euren Schwindel auszuführen – aber dann, bitte, ohne uns!» Die Judenblätter stiessen aus Leibeskräften in die Regierungshörner, als wären es die Posaunen von Jericho, und die Mauern, die da

fallen müssten, wären die des österreichischen Nationalsozialismus. Die Regierung drohte mit allerhand Massregeln und Massregelungen, aber der Nationalsozialismus liess sich nicht ins Bockshorn jagen und blieb fest dabei: wir machen nicht mit!

So kam jener Tag, an dem durchgesagt wurde: heute Abend auf dem Marktplatz! Wir wussten nicht genau, zu welchem Zweck, wir wussten nicht genau, um wieviel Uhr, wir wussten nur, alle müssten dort sein und alle würden dort sein.

Schon am Nachmittag begann sich der Marktplatz mit Menschen zu füllen. Gruppen von jungen Burschen und Mädchen zogen hin und her, die polizeiwidrigen weissen Strümpfe tauchten in Massen auf, man hob die Hände zum verpönten Hitlergruss, da und dort begann man zu singen, schon wagte sich das Deutschlandlied schüchtern hervor.

Man wartete auf etwas, auf irgendetwas. Vielleicht wartete man auf die Polizei. Aber wo war die Polizei?

Sie kam nicht. Sie blieb auf der Polizeiwachstube im Rathaus. Und das war das Gescheiteste, was die Polizei tun konnte. Sie sah mit Besorgnis, wie das Gedränge auf dem Marktplatz immer ärger und bedrohlicher wurde. Es war un schwer festzustellen, dass diese Ansammlung unter den Augen der Polizei keine Kundgebung für die Regierung war, sondern das gerade Gegenteil davon.

Dann hiess es, nun würden die Kommunisten kommen. Man wartete also auf die Kommunisten. Haha, sie sollten nur kommen, die Kommunisten, man war gerade in der Stimmung, ihnen etwas zu erzählen, was ihnen noch niemand erzählt hatte. Der Perchtoldsdorfer Marktplatz hatte schon einmal ein Blutbad gesehen, damals im Türkenjahr 1683, und man war fest entschlossen, noch weniger Pardon zu geben als damals die Türken.

Aber auch die Kommunisten kamen nicht.

Man wusste nicht, wohin mit all der geballten Kraft in den Seelen und Fäusten. Die Menge war zu einer Masse zusammengewachsen, eins in Antrieb und Willen.

Es begann zu dämmern. Jäckeln her!» rief jemand.

Bei solchen Ausbrüchen der Volksseele geschehen immer allerhand Wunder. Plötzlich waren Fackeln da, Hunderte von Fackeln. Sie kamen aus dem Magazin des Kaufmanns auf dem Marktplatz. Sie wurden von Hand zu Hand gereicht, sie wurden eine an der andern entzündet, und auf einmal stand das Rathaus und die alte Pestsäule und der wuchtige Wehrturm in rotes Licht getaucht.

Die Menge bekam eine andere Stimme. Sie sang nicht mehr, sie brüllte. All der Grimm und die Verzweiflung und die Enttäuschung und der Zorn über die Verbrechen der Regierung, all das, was in den verflossenen Jahren hinuntergeschluckt werden und verhohlen bleiben musste, all das brach los und brüllte.

Und dann ordnete sich die Menge zu einem Zug.

Wohin? Wohin?

Kein Mensch wusste wohin! Niemand gab einen Befehl, aber offenbar meinte das Etwas, das in solchen Augenblicken die Massenseele lenkt, wir seien nun lange genug auf dem Perchtoldsdorfer Marktplatz gewesen und nun sei es an der Zeit, zur Eroberung der Nachbarorte auszuziehen.

Durch die Hochstrasse wälzte sich der endlose Zug, von Fackeln beleuchtet, eine feurige Schlange gegen Rodaun.

Wir marschierten, marschierten und sangen wieder.

Und während wir so marschierten, erhob sich am hinteren Ende des Zuges ein Geschrei, schwoll an und kam näher, und dann raste ein Radfahrer heran, schweissbedeckt, staubbe-

deckt, er jagte den Zug entlang nach vorne und schrie, vollständig heiser, immer wieder: «Schuschnigg ist zurückgetreten!! Schuschnigg ist zurückgetreten!! Abstimmung findet nicht statt!!!»

Was? Wie? Schuschnigg ist zurückgetreten? Und es findet keine Abstimmung statt?

Wir konnten es nicht glauben. Aber dann stiessen Leute zu uns, die hatten es im Rundfunk gehört: das Unglaubliche war geschehen. Schuschnigg war wirklich zurückgetreten. Der Wille des Volkes, wir, unser Wille hatte ihn hingeweggefegt.

War es möglich, dass es so viel Glück, so viel strahlendes Glück auf dieser bisher so dreckigen Welt gab? Wir umarmten und küssten unsere Nachbarn in den Viererreihen. Wir sangen und brüllten abwechselnd.

Und marschierten, marschierten! Wir kamen nach Rodaun, zogen vors Rathaus. Aber die Fenster waren geschlossen und dunkel, die bisherigen vaterländischen Machthaber waren ausgerissen. In Gottes Namen, wenn sie nur weg waren!

Wir marschierten weiter, um jetzt auch noch Liesing zu erobern. Liesing, die stärkste Hochburg der Kommunisten im Umkreis Perchtoldsdorfs. Aber von den Kommunisten Liesings war ebensowenig zu sehen wie von den Vaterländischen Rodauns. Sie waren verschwunden, wie weggeblasen.

Nach diesem Siegeszug kehrten wir wieder nach Perchtoldsdorf zurück. Und nun standen wir wieder auf dem Marktplatz, und es trat nach all dem Jubel eine tiefe Stille ein. Jeder fühlte, dass nun noch etwas geschehen müsse, dass wir nicht so auseinandergehen könnten.

«Sprechen Sie doch», riefen mir meine Nachbarn zu.

Ich dränge mich nicht gern vor, aber da niemand anderer da war, sprach ich.

Es ist in solchen Stunden eines unerwarteten, beglückenden Ereignisses nicht schwer zu sprechen, man braucht bloss zu sagen, was sich ohnehin jeder von selber denkt. Was ich im Einzelnen gesagt habe, weiss ich nicht mehr, aber es war so, dass mich nach jedem Satz ein Sturmwind von Begeisterung umbrauste.

«Sie müssen Bürgermeister von Perchtoldsdorf werden!» sagten ein paar meiner Nächstbegeisterten.

Ich erschrak, das hatte ich, weiss Gott, nicht heraufbeschwören wollen. Aber es ist ja dann zum Glück auch nicht dazu gekommen.

Und dann gingen wir auf die Polizeiwachstube und verlangten, dass auf dem Rathaus die Hakenkreuzfahne ausgesteckt werden müsse.

Die Polizeileute waren kleinlaut und sehr höflich. Sie hätten aber keinen Auftrag dazu, sagten sie.

«Den Auftrag geben Ihnen jetzt wir!» sagten wir.

Da wandten sie ein, sie hätten keine Hakenkreuzfahne.

«Gut! Es wird gleich eine da sein», entgegneten wir. Und durch eines der in weltgeschichtlichen Augenblicken üblichen Wunder war zwei Minuten später eine Hakenkreuzfahne da. Sie kam aus demselben Magazin, aus dem vorher die Fackeln gekommen waren. Einer der Wachleute kletterte auf den Dachboden und schob die Fahnenstange aus der Luke, aus der bisher immer nur die Fahne mit dem vaterländischen Rot-weiss-rot geschoben worden war.

Die Hakenkreuzfahne war sehr lang und stattlich und reichte von der Dachluke bis zum Pflaster des Marktplatzes, und als sie sich entfaltete, nahmen alle die Hüte ab und zwischen den alten Häusern des Marktplatzes stieg das Deutsch-

landlied zu der Höhe des Wehrturmes empor. Wir haben dann später erfahren, dass unsere Hakenkreuzfahne die erste gewesen ist, die in Wien und Umgebung gehisst wurde.

Franz Werfel

Aus: **Cella oder Die Überwinder**

Als Österreich besetzt wurde, befand sich Franz Werfel gerade in Italien. Vom September 1938 bis Ende Jänner 1939 schrieb er an dem «Versuch eines Romans»: «Cella», der Fragment blieb. Cella, so wird Cäcilie gerufen, ist die musikalisch hochbegabte Tochter des Eisenstädter Anwalts Dr. Hans Bodenheim. Dieser – der Ich-Erzähler des Romans – ist Jude und Monarchist, Schriftführer einer Vereinigung ehemaliger Frontkämpfer der alten Armee. Den «Anschluss» erlebt Bodenheim in Wien. Er wird später in «Schutzhaft» genommen, kann aber, kurz bevor er ins KZ Dachau gebracht werden soll, in die Schweiz emigrieren.

Ich sass im Café Rebhuhn. Ich trank vier schwarze Kaffees. Ich hörte die Stimme des scheidenden Kanzlers im Radio. Die Stimme klang nicht mehr pathetisch zuversichtlich, sondern zitterte und rang nach Atem. Ich habe mir ein paar Sätze gemerkt, die diese erschütternde Stimme sprach:

«Wir haben, weil wir um keinen Preis, auch in dieser ernsten Stunde nicht, Bruderblut zu vergiessen gesonnen sind, unserer Wehrmacht den Befehl gegeben, für den Fall, dass der deutsche Einmarsch durchgeführt wird, ohne Widerstand sich zurückzuziehen . . .»

Und dann nach einem langen Atemholen:

«So verabschiede ich mich in dieser Stunde mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: Gott schütze Österreich!»

Ich sass und trank einen fünften Schwarzen. Mein Puls raste. Aber mein Kopf sank vor erschöpftem Nichtverstehn fast auf die Marmorplatte des Tischchens. Der Stimme im Radio war eine hohle Stille gefolgt. Diese Stille war ein röchelndes Grauen. Diese Stille war das Schicksal des Mannes, der gesprochen hatte. Dann begann eine feierliche Begräbnismusik, bestimmt, den Abgrund zwischen zwei Zeiten auszufüllen, ehe sich noch die neue Stimme meldete, vermutlich die Stimme der Zwillinge. In diese Musik Haydns war sein altes Kaiserlied mit einverwoben. Nicht nur die Gäste des Kaffeehauses verschwanden einer nach dem andern, sondern auch die Kellner, bis auf den schlohweissen gichtischen Ober, der mir wissend zunichte.

Ich fand den Stephansplatz sonderbar ausgestorben. Alle Menschen mochten jetzt an den Radioapparaten hocken. Der Abend war ziemlich kalt, der Himmel wolkenlos. Die Bogenlampen schienen trüber zu brennen als sonst. Das schwarze Ungeheuer des Doms duckte sich zusammen, als wolle es seine Angriffsfläche verkleinern. Der Turm verjüngte sich ins Unsichtbare. Einige Sterne glitzerten deutlich über dem Turm. Wann sieht man Sterne über dem Lichtdunst der Städte? Saturn als Aszendent, träumte es in mir, mit der Waage in Konjunktion. Die Fische sind untergegangen. Das waren leere Worte, barer Unsinn, denn davon verstand ich nichts. Ich glaubte aber fest, dass nicht wir Menschen unser Schicksal spinnen, dazu ist dieses Leben zu verwickelt, ein Weichselzopf von Milliarden Fäden. Warum sollen die Sterne, himmlische Loreleien, nicht

diesen Zopf flechten? Wer beobachtet die winzigen Gesetzmässigkeiten alle, diese verrückten Serien? Jüngst begegnete ich innerhalb einer halben Stunde einer erstaunlichen Serie von Rothaarigen, und wenn mir ein Buckliger über den Weg läuft, bin ich sicher, dass er nicht allein bleibt. All diese Winzigkeiten haben ihre Sternbedeutung wahrscheinlich, die günstige und die verderbliche. Das erstickende Bestreben, das ohnmächtige, den tausenfädigen Zufall zu entwirren, nennen Strohköpfe Aberglauben. Ich werde nichts entwirren. Ich hatte ja noch nicht einmal voll begriffen, was geschehen war. Ich fühlte nur langsam, wie aus einer Narkose erwachend, eine Sternstunde lag über der Stadt Wien. Ich fühlte, wie diese Stunde mich zur Seite warf und andre hervorfegte.

Bereits an der Ecke des Grabens begann das Bild sich zu verändern. Dort standen viele einzelne Menschengruppen, schreiend, fuchtelnd. Plötzlich rasten Automobile vorbei in gottverbotenem Tempo. In den Wagen ragten Männer, die unverständliche Worte ins Leere brüllten.

Das war wie ein Signal. Die Gruppen lösten sich. Die Menschen stürzten aufeinander zu, schrien wie die Tollen. Fremde umarmten sich, atemlos. Frauen schluchzten vor Jubel. Aus einer dumpfen Flut von Stimmen vernahm man solche Ausrufe:

«Ich hab's immer gesagt, er wird uns nicht verlassen . . . Nein, er verlässt uns nicht . . . Wisst ihr's, dass er persönlich die Regierung übernimmt? . . . Jessas, er selbst . . . Da gratulier ich dir aber, Toni! . . . Jetzt kommst an . . . Alle, sag ich dir, alle, da bleibt keiner mehr im Dreck . . . Das Plebiszit, und ihr habt's geglaubt, dass er den Schwindel duldet ... Da kennt's ihr ihn schlecht . . . Der lasst sich nicht beseh . . . »

Er? Wer war dieses fürchterliche Er, das die Menschen rassend machte? Ich lehnte schlapp an einer Hauswand. Neben mir lehnten einige andre, die wie verschmachtende Fische auf die Zusammenrottungen glotzten, die von Sekunde zu Sekunde wuchsen. Ich erschrak vor diesen meinen eigenen Spiegelbildern. Plötzlich war die Masse fertig, der Opernchor einer grossen Geschichts-Premiere. Und nun brach er los, der Mords-Gesang, der nur aus zwei Tönen besteht: «Sieg-Heil! Sieg-Heil! Sieg-Heil!» Wie das Ah eines automatischen Esels von Bergesgrösse! Wie das Kriegsgeheul der Steinzeit, mechanisiert im Weltalter der Industrie.

Die Menschenflut spülte uns, Begeisterte und Widerstrebende, in die Kärntnerstrasse. Die siegreiche Partei aber schien die Zahl der Begeisterten nicht zu überschätzen. Lange Reihen von Autobussen und Lastwagen kamen angerattert, aus denen Hunderte von Weissstrümpfen sich in die Menge herabstürzten. Viele trugen schon Armbinden mit Hakenkreuzen. Junge Burschen waren's, Halbwüchsige zumeist, die man aus den Städtchen der Bannmeile, aus Mödling, Baden, Bruck, Eisenstadt, Fischamend, Sankt Pölten in die eroberte Metropole geworfen hatte. «Da sind die Korsettstangen», hörte ich jemand sagen, ein preussischer Ausdruck, wildfremd für Wiener Ohren. Schon lagerte dieser neudeutsche Sprachdunst atemberaubend über dem anmutigen Dialekt unsrer Heimat. Die Sieger schoben die Menge sinnlos durcheinander. Ordnungsdienst hiess das. Einige schwangen Gewehre, Knüppel, Stahlruten. Auf ihren glatten oder flaumigen Kindergesichtern brannte eine somnambule Trunkenheit, die ein gewaltigerer Wein erzeugt hatte als der liebe Heurige dieses Landes.

Keine Rache ist berauschter als die des angestauten Minder-

wertigkeitsgefühls an den alten Werten. Nicht nur die Partei der Jugend hatte den Widerstand des Alters gebrochen. Die Kleinstadt hatte die Grossstadt besiegt, der geschichtslose Pöbel den Geist der Geschichte, der Sport, die Wissenschaft, die analphabetische Seele von heute früh den Hochmut einer in Jahrhunderten erworbenen Kultur, der waldmenschliche Hordentrieb das skrupelhafte Gewissen der freien Persönlichkeit.

Das Seltsame aber war, dass nicht nur die Jugend und die hysterischen Weiber sich in der Blutwolke des Massenrausches wanden. Ich sah Männer meinesgleichen, ältere und alte, den Siegern keineswegs zugehörig, die derwischhafte Laute ausstießen und mit den Armen schlugen, als seien das gestutzte Flügel. Jedoch das Seltsamste, Unbegreiflichste war ich mir selbst. Vor jenem Reisebüro hatte die hin und her wogende Menge ein religiöses Schweigen befallen. Irgendjemand hielt eine Rede in langen, schwülen Lauten, wie ein besessener Schamane. Weiber fielen plötzlich aufs Knie, streckten die Arme zum Himmel und beteten den Drachen an. Neben mir ein altes Mütterchen, das wahrscheinlich gar nicht wusste, was vorging, brach in schüttelndes Schluchzen aus. Da geschah es. Da packte es mich an. Da überrumpelte mich jenseits aller Vernunft die Tiefe des planetaren Lebens. Da wurde ich mitgerissen. Nicht verstehen kann ich's, doch auch nicht verhehlen. Ich *identifizierte* mich einige Sekunden lang mit meinem *Todfeind*. Ich wurde mein Todfeind. Ich verstand alles. Ich war ein trunkener Weissstrumpf. Die Begeisterung, die mein Leben zerschlagen musste, flammte auch in meiner Brust.

Der Sturz aus diesen Sekunden der Kommunion mit dem Todfeind war wie eine Gehirnerschütterung. Brechreiz würgte mich. Wenn ich, der reine Fall des Gegners, der ganz und gar

«immun» dieses unaussprechliche Erlebnis soeben hatte bestehen müssen, was konnte ich von allen andern verlangen, die doch nur in der Mitte standen zwischen mir und dem Todfeind? In diesem Augenblick begann mein Exil. Um mich war Fremde, eisiger als Grönland. Die vertrauten Strassen, Plätze, Gebäude starben für mich. Von nun an war jeder Schritt, den ich tat, ein verbotener Schritt inmitten eines mir untersagten Mekkas.

Hermann Hakel

Märztage

Aus: Aus den Tagebüchern 1938/39

Hermann Hakel wurde 1911 in Wien geboren und ist seit 1934 freier Schriftsteller. 1939 emigrierte er nach Italien, wo er in mehreren Lagern interniert war. 1948-1951 gab Hakel die literarische Zeitschrift «Lynkeus» heraus, die seit 1979 von ihm weitergeführt wird. Ausser Gedichtbänden (u.a. «Und Bild wird Wort», 1947) veröffentlichte er mehrere Bücher zu jüdischen und Wiener Themen (u.a. «Wigl-Wogl. Kabarett und Variété in Wien», 1962).

Seit einer Woche ist Wien voll Hakenkreuzen. Die Wiener sind begeistert und berauscht von Siegesreden, vom Heil-Gebrüll, vom Bier- und Weinkonsum.

In der Hauptallee. Zwischen erdigem Braun und spärlichem Grün ein gelbes Blütenleuchten.

Ein Weg wird ausgebessert: Schaufeln und Latten liegen auf einem Sandhaufen. Auf dem hölzernen Geräteschuppen, wie überall, die blutrote Fahne mit schwarzem Hakenkreuz im weissen Kreis. Auch auf dem Kehrrichtwagen und am Haus der Parkverwaltung.

Ein Mann liegt auf einer Bank. Der Hut verdeckt sein Gesicht. Hat er hier geschlafen? – Ich nähere mich, und er öffnet gerötete Augen. Seine Haut ist fahl, seine Lippen sind lose –

im Knopfloch seines schäbigen Mantels steckt ein metallenes Hakenkreuz.

Seit zehn Tagen sind unsere Mahlzeiten pünktlicher und so billig wie möglich. Wir wissen, dass nur ein gnädiger Zufall uns noch leben lässt.

Das tägliche Gratis-Gaudium des Pöbels: Juden müssen Strassen reiben, auf Wiesen Froschhüpfen und Hundedreck fressen . . .

Sind einige Juden beisammen, so wird krampfhaft gewitzelt, weil man das Tragische vermeiden will, ja, man schämt sich seiner. Ausserdem weiss keiner mehr, wie man sich dabei verhält . . .

Der Volkswagen wird eingeweiht.

Nachmittags flücht ich ins stille, rückwärtige Zimmer, leg mich hin und schau durchs Fenster. Ein blauer Himmelsausschnitt leuchtet sommerlich. Das Vorderhaus mit seinen vier Fensterreihen schwindet, hauchdünner Schlaf hüllt mich ein. Ein Bellen aus dem Hof schreckt mich auf. Ich dreh den Kopf weg, drück das Gesicht in den kratzigen Polster – aber das Gebell hört nicht auf. Eine Sekunde später hat mein Bewusstsein es erkannt: Es ist eine Radiorede, die aus vielen Fenstern unsern Hof erfüllt. Ihre Schallwellen platzen in meine Ruhe und provozieren mich. Ich fühl nur Widerwillen gegen ‚diese Zeit‘. Herausgefordert will es aus mir zurückbrüllen: «Drehn Sie endlich ab!» – aber ich unterdrück feig, was da in mir laut werden will. Ich weiss zu gut, welche unabwendbaren Folgen für meine Familie und mich die zweifellos dramatische Szene nach sich ziehen würde. Aus Dutzenden Fenstern schrien die beleidigten Heil-Hitler-Grüsser, und ein unprogrammierter Pogrom wäre unausbleiblich. Aber die wachgerufene Stimme in mir

wiederholt sich so deutlich, dass ich im Daliegen und Kuschen mich schuldig fühle. Der Mann brüllt noch immer: abgehackt, ohne Rhythmik stösst er Wortmassen aus – sie begrüssen den Führer. Grosse Pause.

Erwartungsstille vor dem Mikrophon in einer fernen deutschen Stadt und hier im Hinterhofgewinkel einer ‚verjudeten‘ Wiener Gasse.

Dann beginnt er dunkel, baritonal: «Als ich im Jahre neunzehnhundertdreiunddreissig –“ und schon schwillt die Stimme zu einer Schreimasse an, aus der nur einzelne Worte und Satzfragmente herausgeschleudert werden.

Plötzliches Gejohle endet ebenso plötzlich, bevor der Redner fortsetzt, er spricht nämlich zur Einweihung eines Volksautos.

Unglaublich, warum deshalb so geschrien wird, unglaublicher die erschreckende Stimmgewalt der Zuhörer, ihre sich steigernde Ekstase, ihr beraushtes Geheul nach dem Gebelfer.

Dann dankt eine heisere Stimme dem Führer und ein dreimaliges Fortissimo-Heil beschliesst das neueste deutsche Gesamtkunstwerk.

Den Blick zum Plafond gerichtet, lieg ich da. Es denkt sich in mir, mein Herz funktioniert selbständig. Ich bin bloss Zuhörer und Zuschauer vieler undeutlicher Stimmen und Bilder. Leider ist mein Gehör und Einblick nicht scharf genug-----

– Ein winziges Abbild von mir tritt vor und will sprechen; weithin verwischte Gesichter, die zu einer rosigen Fleischmasse verwachsen. In der Nähe ein Spalier strammer Burschen und Mädels mit verzückten Augen und offenen Mündern. Ich zeig auf sie und frage einen Unsichtbaren: «Warum schreien

die und sind begeistert? Ich bin doch auch noch jung und möchte mich nicht so anbrüllen lassen und selber brüllen . . . Haben die kein Selbstgefühl? Warum gehorchen Sie diesem befehlenden Schreier? – Ich möchte auch mit ihnen sprechen, aber anders, ganz anders als dieser Schmierenkomödiant!» –

Schon föhl ich im Atem die Rede wachsen, da tritt mir ein junger Mann in brauner Uniform mit einem Dolch an der Seite entgegen. Vor seinem eisernen Stiefelschritt, seinen sturen Augen und verächtlichen Lippen muss jeder ausweichen. Auch mein winziges Abbild verkriecht sich in ein Haus-Tor. Ein Blick auf ihn genügt, um zu wissen: der spricht nicht! Der brüllt einen an, so wie er angebrüllt wird. Der ist so gewalttätig, wie man ihn vergewaltigt. Jetzt ist er dran! Jetzt stimmt er dem Anführer zu. Aus dieser Zustimmung schreit Lebenshunger, Lebengier, sie lechzt nach Leben und will es gewinnen, besiegen . . .

In Reih und Glied, Leib an Leib, verwachsen die Leiber zu einem riesigen Tier. Vor seiner röhrenden Brunst versagt jede Sprache.-----Sprachlos find ich mich in meine Umgebung zurück. Neben mir die volle Aschenschale, die leere Teetasse und einige Bücher. Irgendwo hoch überm Haus lärmt ein Flugzeug. Aus einem Küchenfenster klappert Geschirr – aber fernher hör ich das donnernde Nahen apokalyptischer Motoren.

Adolf Molnar

Aus: Bericht einer Flucht

Adolf Molnar, geboren 1905 in Wien, lebt seit 1939 in Finnland. 1923 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs und fuhr 1928 als Sportreporter der «Roten Fahne», des Parteiorgans, zur ersten Spartakiade nach Moskau. Später schloss man Molnar aus der KP aus. Ab 1929 zog er als Seemann und Vagabund durch die Welt: von Narvik bis Istanbul. 1938, nach dem «Anschluss», verliess er Österreich und gelangte auf abenteuerliche Weise durch das Deutsche Reich nach Finnland. Zwischen 1942 und 1947 schrieb er auf Schwedisch fünf – teilweise autobiographische – Bücher, danach arbeitete er als Kraftfahrer. 1982 erschien in der BRD sein Lebensbericht «Unstet und flüchtig».

Als am 11. März 1938 in Wien die Nachricht vom Einmarsch der deutschen Truppen nach Österreich durchkam, von einer randalierenden Minderheit erhofft und einer nicht weniger lautstarken Mehrheit befürchtet, packte ich Reisepass, Rasierzeug und andere Kleinigkeiten in ein Minikofferchen und ging sofort in die Illegalität oder, wie man auch sagte, unter die Erde. Der Nervenkrieg und Schrecken ohne Ende waren vorbei – das Ende mit Schrecken war da, und nun hiess es nur noch: Rette sich, wer kann.

Ich hatte die Abschiedsansprache des Bundeskanzlers nicht gehört, doch als man mir später erzählte, er habe seine Rede mit einem «Gott schütze Österreich!» beendet, dachte ich auf gut Berlinerisch: Ach, Jottchen, das langt nicht! Gott verhüllte sein Haupt und sah weg, als seine Ebenbilder durch den Schornstein rauchten, im KZ vernichtet und an der Wolga verheizt wurden.

Aus diesem schwachen Trost war nicht viel zu holen, und weder ich noch andere Österreicher hatten rosige Illusionen. Die braune Pest war über uns und würde uns zeigen, was eine Harke ist. Wir wussten seit 1933, lange vor der Kristallnacht, was jenseits des Inns gespielt wurde und was jeden erwartete, der sich nicht nur nicht gleichschalten liess, sondern durch Abstammung oder durch politische Vergangenheit auf dem falschen Ast sass. Ich hockte am äussersten Rande und war fallreif – ein ganz fauler Apfel am Lebensbaum des deutschen Volkes.

Mir winkte kein KZ und blühte kein Zuchthaus, die immerhin eine minimale Möglichkeit des Überlebens geboten hätten. So hoffnungsvoll weit wäre ich gar nicht gekommen, weil es zu billig gewesen wäre. Ich fürchtete weniger die deutsche Gestapo, die sich erst einschliessen musste, aber desto mehr die Wiener SA, ihre politische und persönliche Rachsucht, für die sie auch ihre guten und gesunden Gründe hatte. Sie würde mich in der nächstgelegenen Kaserne erschlagen und meine Überreste ordnungsgemäss mit Stempel und Warenumsatzsteuer zur Ablöse ins Haus schicken, und sogar das nur symbolisch. Es gehörte zu ihrem Brauchtum, ihre Opfer nicht in grosser Gala aufzubahren. Meine Frau würde eine gesalzene Rechnung erhalten und im besten Fall den Sarg oder die Urne zu sehen bekommen. Soweit sie noch Wert darauf legte.

Meine Vermutung erwies sich als goldrichtig. Zwei Wochen später kamen nicht die Gestapo-Beamten, um mich abzuholen, sondern die SA. Aber da war ich schon weit weg. [. . .]

Ich musste weg. Es fragte sich nur – wohin und wie? Am Vorabend des Einmarsches war ich (Jahrgang 1905) 33 Jahre alt geworden, astrologisch ein Fisch, was ich zwar damals nicht wusste, aber wie ein Fisch war ich in allen Wässerchen geschwommen, sowohl in klaren als auch in trüben. Ich war kerngesund, zäh wie Leder, strapazengewohnt, sprachenkundig und mit Optimismus bis zum Rand gefüllt. Ich kannte Europa von Lappland bis zum Bosphorus und von der Rhone bis zur Narwa. Ich besass zwei geschickte Hände, und das Oberstübchen war auch nicht leer. Ausserhalb Wiens war ich Matrose und Kohlentrimmer, Erntearbeiter und Viehtreiber gewesen, als Reporter der «Roten Fahne» bei der Spartakiade in Moskau und Leningrad. Ich war hitzebeständig und kältefest, konnte essen wie Gargantua und hungern wie ein Fakir, marschieren wie ein Legionär und schlafen wie ein Murmeltier. Und ich hatte – ob Regen oder Sonnenschein – immer das Glück auf meiner Seite gehabt.

Für meine Flucht ins Blaue war mein Reisepass ein Juwel. Damals wurde noch an den Grenzen fleissig gestempelt, hüben und drüben mit starken Farben und geometrischen Mustern in Grün, Blau und Rot. Mein Pass war verunziert durch (gestempelte) Eintragungen der österreichischen «Unterstützungsvereine» von Marseille bis Hamburg, Prag und Berlin, sowie mit der eine ganze Seite füllenden düsteren Bescheinigung, dass ich 1931 vom Konsulat in Riga in Lettland auf Staatskosten nach Wien befördert worden sei. Als Krone dieser Schöpfung der

Beruf: Seemann. Das machte aus einem politischen Flüchtling einen heuersuchenden Strandläufer und Vagabunden.

Und wohin? Das würde sich finden und musste erstmal überlegt sein.

Zum Glück im Unglück war meine Ehe kinderlos. Ich packte mein Miniköffchen. Mit Geld sah es windig aus, was nicht sehr störte, denn früher oder später wäre es so oder so ausgegangen. Dem Anschein nach war schlimmer, dass ich keine Organisation hinter mir hatte, aber andererseits hatte ich gegen Organisationen ein gesundes Misstrauen und fühlte mich wohler und ungebundener als Einzelgänger, ein kleiner Privatunternehmer auf dem Meer der kommenden Emigration.

Wir übernachteten bei den Eltern meiner Frau. Die Fernsprechröhre liefen heiss. Allen vier Kindern der Familie glückte es später, legal auszureisen, nach England und Australien, Bolivien und Mexiko. Die Schwiegereltern emigrierten nach Zagreb in Jugoslawien zu einem reichen Verwandten und verschwanden danach für immer durch einen mit bewältigter Endlösungs-Vergangenheit.

Ich selbst überlegte: Die Tschechen, Schweizer, Jugoslawen und Ungarn werden uns, ob Jude oder Christ, kaum mit Blumen empfangen. Es wird einen Massensturm zu den Grenzen geben. Zweihunderttausend werden türmen wollen – das hält kein Staat aus und sei er auch noch so wohlgesinnt, was aber nicht in seinen Grenzen liegt. Es gibt nur zwei Länder, die für mich in Frage kommen: Italien und Deutschland, beide kenne ich von innen und aussen. Ich spreche Italienisch wie ein Südtiroler und Deutsch wie ein bajuwarischer Hamburger. In meinem Pass habe ich noch immer den Grenzstempel von der Ponte S. Luigi hinter Ventimiglia, und was einmal glückte,

muss auch ein zweites Mal gehn. Mit dem Fahrrad nach Arnoldstein, und dann wird man ja sehn.

Um mich gründlich abzusetzen, benötigte ich Häfen und Schiffe; die gab es in Italien und Frankreich, nicht in Prag oder Bern. Auch ein deutsches Schiff war nicht auszuschliessen, vorausgesetzt, dass man am andern Ende desertieren konnte. Ich konnte damals nicht wissen, was für ein ahnungsvoller Engel aus mir sprach. Ich desertierte später tatsächlich unter dem stolzen Hakenkreuz ausserhalb seines Hoheitsgebietes, aber es lag kein Meer zwischen Heimat- und Zielhafen.

Niemand wusste einen besseren Plan. Am Sonnabend verabschiedete ich mich von meiner Mutter. Sie war gewohnt, dass ich ging und kam, nur dass es diesmal keine Wiederkehr gab. Sie ertrug es in der geheimen Hoffnung, dass Unkraut nicht vergehe.

Sonntag Vormittag setzte ich mich auf mein leichtes Rennrad. Richtung Tarvisio. Vor dem Semmering sah ich die ersten Verhafteten, Landvolk der Vaterländischen Front Schuschniggs. Sie gingen schlicht und gottergeben. Man wird ihnen eine tüchtige Abreibung geben und sie wieder freilassen, dachte ich, sie gehören dem heiligen Nährstand an. Die SA tat wichtig und geschwollen. Morgen werden sie wieder die brav kuschenden Knechte ihres Brotherrn sein. Ich trat in die Pedale, den Semmering gings hinauf, den Semmering hinunter ins Mürztal. In einer Wirtschaft hinter Leoben erhielt ich die ersten Einweihungen und den Mythos des 20. Jahrhunderts beim Zuprosten. Ein Bauernjunge klärte den anderen darüber auf, dass man keineswegs beim Prosten und Glasheben «Heil Hitler» sagen dürfe. Der Novize des jungen Ordens nahm es bescheiden zur Kenntnis. Ich auch – man lernt nie aus. Ich fuhr in die kalte Nacht hi-

nein und übernachtete in einer Scheune. Am Wörthersee schlief ich in einem Gasthof, und am Dienstag Vormittag war ich an der Grenze bei Arnoldstein. Beinahe, noch nicht so ganz. Vor mir pflanzte sich eine bodenständige Schiessbudenfigur mit Hütchen, Kniehosen und grünen Wadenstrümpfen auf. Am Strassenrand stand ein verdriesslicher Landjäger und sah herüber. Der lokale SA-Mann sagte dräuend wie Hagen von Tronje: «Halt! Wohin?» – «Na, wohin denn schon von hier? An die Grenze.» – «Reisepass.»

Ich war verduzt und überrollt. Ich gab ihm den Pass. Er blätterte ihn durch. Der Landjäger kam herüber und verhielt sich unparteiisch. «Ha, ein russisches Visum! Der Kerl ist in Russland gewesen.» «Quatsch nicht», sagte ich, «das Visum ist bulgarisch und auf der nächsten Seite ist das türkische.» «Wir müssen in Villach anrufen», sagte die SA zur Landjägerei. «Was wissen die denn von mir. Ich bin doch Wiener», gab ich zurück. Der Landjäger entschied kurz: «Bring ihn hinauf an die Grenze. Sollen die sich den Kopf zerbrechen.»

Der Grenzposten war von SA und SS besetzt. Mein SA-Mann meldete stramm: «Einen Verdächtigen angehalten.» Man umringte uns neugierig. Vermutlich war ich die erste Amtshandlung. Ein langer und durchaus sympathischer österreichischer SS-Mann sass auf einem Tisch und liess die Beine baumeln. Je länger er in meinem Pass blätterte, desto mehr schüttelte er den Kopf. «Trelleborg 1936», sagte er, «das ist doch in Schweden. Wie sind Sie denn nach Schweden gekommen?» – «Über Prag, Berlin und Sassnitz, wie denn sonst?» – «Aber Österreicher durften doch überhaupt nicht nach Deutschland reisen. Wussten Sie das nicht?» – «Und ob ich es wusste. Aber wenn man sich über jede Kleinigkeit den Kopf

zerbricht, kommt man nicht weit. Da bleibt man am besten zu Hause. Ich habe nur die Grenzer in Zinnwald und Sassnitz gebeten, mir keinen Stempel in den Pass zu hauen, weil Schuschnigg es mir verübelt. Und sie taten mir den Gefallen.» – «Da sehen Sie. So verständnisvoll sind wir gegen unterdrückte Volksgenossen. Aber das ist jetzt vorbei. Jetzt wird es auch bei uns hier besser werden.» – «Das haben bisher noch alle gesagt. Die Roten, die Schwarzen, die Grünen und die Rotweissroten. Schlechter ist es geworden. Ich sehe nicht ein, warum es die Braunen bessermachen sollen.»

Ich kannte meine Pappenheimer; sie wollen überzeugen. Die Grenzwache wurde zu einem Debattierklub. Alle redeten auf mich ein. «Der Führer. Brot und Arbeit.» Ich blieb der ungläubige Thomas, gab aber Schritt für Schritt nach. Ich wollte meinen Pass wiederhaben und über die Grenze. Ja, das sei wieder nicht so einfach. Ob ich Geld habe? Natürlich hatte ich. Ja, aber als Deutscher dürfe ich nur 10 RM ausführen und mit so wenig liessen mich die Italiener nicht rein.

«Wieso Deutscher?» fragte ich. «Österreich ist seit Sonntag dem Reich angeschlossen. Wussten Sie das nicht?» – «Nee, aber schon gar nicht!», sagte ich und fuhr fort: «Bedeutet das, dass ich deutscher Staatsbürger bin und frei nach Deutschland reisen kann? Nach Hamburg oder Stettin? Wohin ich will und wo ich Arbeit bekomme?» – «Ja, das bedeutet es.» – «Na, damit ist ja der Fall erledigt; ich reise nach Deutschland.» Ich bekam meinen Pass zurück und wir schieden als die besten Freunde. Ich schwang mich aufs Rad, hob die Hand zu meinem ersten Hitlergruss und sauste hinunter nach Villach und weiter nach Klagenfurt. «Ja, mach nur einen Plan. Sei nur ein grosses Licht . . .»

Ich fuhr mit dem Nachtzug zurück nach Wien. Die Stadt war ein einziges grosses Narrenhaus. Man schrie und jubelte. Sechs Jahre später sassen sie auf den Trümmern und weinten, und keiner wollte es gewesen sein. Was teilweise stimmte. Sie wollten Arbeit und Brot, nicht den Krieg.

Ich ging nach Hause. Niemand hatte nach mir gefragt. Die SA feierte und erwartete den Führer. Sie kamen zehn Tage später in grossem Ornat von Braunhemd bis Stiefel. Aber da war ich schon wieder weg.

Wunderbar sind die Wege des Herrn und auch der Bürokratie. Auf den Deutschen Reichsbahnen gab es eine 60prozentige Ermässigung für Ausländer. Dass Österreich nicht mehr Ausland war, hatte sich auf dem österreichischen Verkehrsbüro noch nicht herumgesprochen; ich erhielt die 60 Prozent für die Strecke Passau–Hamburg.

Am 17. März 1938 um 21 Uhr reiste ich mit dem Personenzug vom Westbahnhof ab und sah Wien erst nach achtzehn Jahren wieder. In Wels wartete ich auf den Anschluss nach Passau. Am 18. März betrat ich den Boden des 3. Reiches und war in der Höhle des Löwen. Hier war der Nationalsozialismus fünf Jahre alt und Alltag. Der Grenzer hatte meinen Pass gestempelt, blau und rechteckig. «Passau – 18. März 1938». Die Kommunisten feierten ihn als «Tag der Pariser Kommune». Am 18. März 1934 hatte mich meine zukünftige Frau ihren Eltern vorgestellt. Sie ertrugen es gefasst.

Ich war im 3. Reich und fühlte mich erleichtert. Nun war alles nur noch halb so schlimm. Wenn sie mich schnappten, war ich nur mehr eine neutrale Nummer, ein unpersönlicher Gegner des Regimes. Ich war ein Fall für die Gestapo, kein Fall mehr für die Wiener SA.

Joseph Roth

Totenmesse

Joseph Roth (1894-1939) gilt heute als der grosse altösterreichische Erzähler. Sein berühmtester Roman, «Radetzky-marsch» (1932), zeichnet ein glanzvolles und zugleich tief melancholisches Stimmungsbild der untergehenden Monarchie. Seit 1933 lebte der erbitterte Nazi-Gegner in Paris. Die Rettung des bedrohten Europa versprach sich der österreichische Jude Roth von der katholischen Kirche und der Rückkehr der Habsburger. Sein wortgewaltiger Nachruf auf das ausgelöschte Österreich ist nicht nur von Trauer und Empörung bestimmt, sondern auch vom historischen Gegensatz zwischen Preussen und Österreich.

Eine Welt ist dahingeschieden, und die überlebende Welt gewährt der toten nicht einmal eine würdige Leichenfeier. Keine Messe und kein Kaddisch* wird Österreich zugebilligt. Der Vatikan müsste alle Glocken läuten lassen, aber er ist ohnmächtig wie ein Synedrion** und liefert sich obendrein jeden Tag mehr dem Getto aus. Die europäische Kulturwelt müsste sozusagen ein Begräbnis erster Klasse veranstalten, im wahrsten

*Jüdisches Totengebet

* Hoher Rat, im Altertum höchste jüdische Staatsbehörde

Sinne des Wortes: ein «Staatsbegräbnis»; aber sie gleicht einem Gelähmten, der im Rollstuhl Totenwache neben einem Katafalk halten soll. Der preussische Stiefel stampft über älteste europäische Saat. Den Stephansturm, dem ein paar Jahrhunderte lang der Halbmond erspart geblieben ist, wird bald das Hakenkreuz in ein Unwahrzeichen verwandeln. Unter dem milden Himmel, in dessen Wölbung und Wolken die Melodien Beethovens und Mozarts und Bruckners beinahe greifbar schweben, rattern von nun an die stählernen Vögel Deutschlands, die Raubgeier von Preussen, und über der Kapuzinergruft flattert die alte schwarz-weiss-rote Feindin. «Europa» scheint bis jetzt lediglich begriffen zu haben, dass ein kleines Land von einem grossen unterjocht worden ist. «Europa» hat kaum eine Ahnung davon, dass hier eine ganz grosse Welt, konzentriert (und also von zehnfacher Spannkraft) in einem kleinen Raum und in einer Handvoll Menschen, von einem hohlen, aber wuchtigen Ungetüm einfach zertreten worden ist: eine Welt von einer Un-Welt; ein Land von einem Un-Land; ein Staat von einem Un-Staat; der Mensch von Un-Menschen; ein Asyl für obdachlose Kultur von einem eisengepanzerten Dreck; die Heiterkeit von der Zucht; das Launige vom Unwirschen; das Lebensfrohe vom selbstmörderischen Masochismus. Über ein Land kam nicht die Sintflut, sondern die Kloake.

Dieses «Europa» hat sich lässig, freiwillig beinahe, ein lebenswichtiges Stück aus seinem eigenen Fleisch schneiden lassen – was sag' ich? ein lebenswichtiges Organ aus seinem Innern –, ohne es zu fühlen; narkotisiert, wie es seit ein paar Jahren von dem Basiliskenblick der Diktatoren ist. Eines Jahres, eines Jahrhunderts, aus der Narkose erwacht, wird es einen

nicht mehr zu lindernden Schmerz verspüren und die Unfähigkeit, aufrecht zu gehen, zu stehen.

Die Glocken von Notre-Dame und von Westminster – und auch die von St. Peter, Eminenz! – klingen anders, wenn die vom heiligen Stephan das Horst-Wessel-Lied spielen oder wenn sie verstummt sind, und der Canal de la Manche und der Rhein sind keine Grenzen mehr, wenn die Anrainer der Spree in der Donau angeln.

Man kann keinen Corneille und keinen Shakespeare mehr hören, wenn Grillparzer verscharrt wird, und man kann bei Molière nicht mehr lachen, wenn Nestroy von Königsbergern gesprochen wird. Selbst wenn Grillparzer, Nestroy, Beethoven, Mozart, Schubert, Bruckner unbekannt gewesen wären in der Welt – und ein Teil von ihnen war es –, so existierte doch die sogenannte «Kulturwelt», dieses «Europa», dank ihnen, und ohne sie kann es nicht existieren, und ohne Österreich existiert es nicht mehr. Denn das «österreichische Wunder» bestand darin, dass es nicht eine materielle Heimat des Genies war, sondern eine geistige. Es hat das leibliche Teil des Genies im Gegenteil immer vernachlässigt, aber den Glanz des Genius aufgefangen, bewahrt, zehnfach verstärkt und ausgestrahlt. Es war der einzige Staat mit zahlreichen Verschiedenheiten und den geringsten Gegensätzen. Nur erschienen seine Widersprüche als Gegensätze, und die Welt, die das Barocke nicht begreift – das Barocke, in dem die Lust am Widerspruch lebendig ist, eine Laune und kein Zwist –, diese Welt, die simpel geworden ist, ein Trapez, nicht einmal mehr eine Kugel, zweidimensional und durchsichtig wie ein Wasserglas, sah tragischen Hass dort, wo nur Ursache zur Diskussion bestanden hat. Im alten Österreich hätte man einem ahnungslosen amerikanischen Besucher

etwa von Ischl erzählen können, der Sozialdemokrat Friedrich Adler sei der Kaiser Franz Joseph oder zumindest der christlich-soziale Bürgermeister Lueger. Man hätte leicht den Minister Bilinski aus Galizien mit Masaryk verwechseln können und den Juden Mendel Singer aus Mähren mit dem Kroaten Korovec. Immer noch, auch im neuen Österreich noch, war die latente Bereitschaft vorhanden, diesen barocken, produktiven, selbstironischen, agilen Elan zur Mischung, zur «Verschlungenheit», zur körperlichen, mit Händen greifbaren Toleranz also zu erneuern – trotz der tödlichen Sterilisierung durch die Inzucht der in den letzten Jahren politisch aktiv gewordenen «Bodenständigen» und zum Teil mit geographisch bedingtem, selten sichtbarem Kropf Behafteten. 600 Jahre Habsburg konnten nicht ausgelöscht werden von der Stupidität der linken Dogmatiker und der rechten alpinen Trottel. Jetzt endlich sind sie es. Einer aus Braunau hat es getan. Er hat Österreich verlinzert, also ist es verloren.

Die europäische Welt, die Kulturwelt: es fällt schwer, diese beiden Worte nicht in Anführungsstriche zu setzen. Aber sie gleichsam gefesselt und mit Handschellen dem Leser vorzuführen hiesse, die Tragik noch leichtfertig vergrößern, die diese Begriffe umdüstert. Die Kulturwelt wird bald davon überzeugt sein, dass man eine Heimat des europäischen Gedankens nicht aufgeben kann, ohne die zweite, dritte und vierte zu verlieren. Die Heiterkeit von Paris ist dahin, seitdem der preussische Stiefel durch Wien marschiert; die Marseillaise hat kein Echo mehr ohne die Marseillaise der Generale, nämlich den Radetzky marsch; der Londoner Ernst hat eine Nuance von schlechtem Gewissen bekommen, und das «God save the King» hat an jener magischen Beschwörungskraft verloren,

von der die Hymnen leben, seitdem das Horst-Wessel-Lied am Stephansplatz gesungen wird.

Eine Welt ist Preussen ausgeliefert worden. Eine Welt? Die Welt ist Preussen übergeben worden: auf Gedeih und Verderb. Auf Verderb viel mehr. Verloren haben sie nicht nur Beethoven, Mozart, Schubert, Brahms, sondern auch das letzte Land, wohin sich die grossen Schatten Deutschlands noch geflüchtet hatten, ohne Pass: die Goethe, die Kant, die Schiller und alle in geistigen Konzentrationslagern misshandelten Zeugen deutscher Grösse. Die Welt verhandelt indessen mit Ribbentrop. Quos Deus perdere vult . . .

Quellennachweis

Franz Blei: «Die Revolution in Wien».

Auszüge aus dem gleichnamigen Kapitel der Autobiographie «Erzählung eines Lebens» (Paul List Verlag, Leipzig 1930), S. 472-474, S. 478-480. Abdruck mit Genehmigung von Internationaal Literatuur Bureau B.V., Hilversum, für die Erbegemeinschaft Franz Blei.

Franz Werfel: «Die Masse und der Einzige».

Auszug aus dem gleichnamigen Kapitel des Romans «Barbara oder Die Frömmigkeit» (Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig 1929), S. 695-705. Abdruck mit Genehmigung des S. Fischer Verlags, Frankfurt am Main.

Karl Paumgarten: «Republick. Gelbe Pest und roter Tod über Wien.» Auszüge aus dem dritten Buch: «Die Demokratie» des Romans «Republick. Eine galgenfröhliche Wiener Legende aus der Zeit der gelben Pest und des roten Todes» (Heimatverlag Leopold Stocker, Graz – Leipzig 1924), S. 161-163, S. 207-211.

Friedrich Heydenau: «Der Leutnant Lugger».

Auszug aus dem gleichnamigen Roman (S. Fischer Verlag, Berlin 1934), S. 490-494.

Karl Ziak: «So stirbt eine Stadt».

Kapitel aus dem Buch «Wien. Heldenroman einer Stadt» (Fiba-Verlag, Wien – Leipzig 1931), S. 39-43.

Hugo Bettauer: «Ein Gespräch mit dem Kanzler».

Kapitel aus dem Roman «Der Kampf um Wien. Ein Roman vom Tage.» (Verlag «Der Tag», Wien 1924. Neudruck dieser Ausgabe im Verlag Hannibal, Salzburg 1980), S. 59-66.

Franz Janiczek: «Der 15. Juli in der Etappe».

Aus: Die Linkskurve II (7), Juli 1930. Hg. von Johannes R. Becher, Kurt Kläber, Hans Marchwitza, Erich Weinert, Ludwig Renn, S. 10 f.

Fanny Wibnier-Pedit: «Karl Müllers Lostag».

Auszüge aus dem Buch «Karl Müllers Lostag. Ein Wiener Roman» (Kommissionsverlag Mayer & Comp., Wien o. J. [1928]), S. 37-41, 107, 111-114.

Dorothea Zeemann: «Einübung in Katastrophen».

Auszug aus dem gleichnamigen Erinnerungsbuch (Untertitel: «Leben zwischen 1913 und 1945»), (Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1979), S. 67-70.

Manès Sperber: «Die vergebliche Warnung».

Aus der gleichnamigen Autobiographie «Die vergebliche Warnung. All das Vergangene . . .» (Europa Verlag, Wien 1975), S. 146-151.

Rudolf Brunngraber: «Der gepflasterte Weg zur Hölle».

Auszüge aus dem gleichnamigen Kapitel des Romans «Karl und das 20. Jahrhundert». (Erstausgabe 1933. Neudruck mit einem Vorwort von Thomas Lange und einem Nachwort von Karl Ziak: Skriptor Verlag, Kronberg/Taunus 1978), S. 231-234, 257 f., 262 f.

Leo Lania: «Welt im Umbruch».

Auszug aus der gleichnamigen Autobiographie (Untertitel: «Biographie einer Generation»), (Forum Verlag, Frankfurt – Wien o. J. [1953]), S. 303-307.

Ernst Fischer: «Februar 1934».

Auszüge aus dem gleichnamigen Kapitel aus dem Buch «Erinnerungen und Reflexionen». (Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1969), S. 261 f., 263, 267 ff.

Franz Höllering: «Die Verteidiger».

Auszug aus dem gleichnamigen Roman (Erstausgabe auf Englisch: «The Defenders», Boston 1940. Deutsche Ausgabe: Europa Verlag, Wien-Zürich-New York 1947), S. 375-380.

Rudolf Henz: «Der Juliputsch 1934».

Auszug aus dem gleichnamigen Kapitel der Autobiographie «Führung und Widerstand». 2. erweiterte Auflage. (Styria Verlag, Graz-Wien-Köln 1981), S. 178 f.

Josef Friedrich Perkonig: «Einer von vielen».

Aus: «Kärnten – Heimatland – Ahnenland». Ein Buch für die Jugend. Ausgewählt und gestaltet von Josef Friedrich Perkonig. (Leykam Verlag, Graz 1942 [1943]), S. 326 ff.

Alfred Polgar: «Begegnung mit Papen».

Aus: Alfred Polgar, Kleine Schriften, Bd. 1. Herausgeber: Marcel Reich-Ranicki und Ulrich Weinzierl. © Copyright by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg. S. 223-226.

Karl Hans Strobl: «Ein Volk – ein Reich – ein Führer».

Auszug aus dem gleichnamigen Kapitel des Bandes «Die Weltgeschichte und das Igelhaus. Vom Nachmittag des Lebens. Der Erinnerungen III. Band.» (Verlagsanstalt Moldavia, Budweis – Leipzig 1944), S. 392-397.

Franz Werfel: «Cella oder Die Überwinder».

Ausschnitt aus dem gleichnamigen Romanfragment (Untertitel: «Versuch eines Romans»). (Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1982), S. 111-114.

Hermann Hakel: «Märztage».

Ausschnitt aus: Hermann Hakel: «Aus den Tagebüchern 1938/39».
In: Lynkeus. Dichtung – Kunst – Kritik, hg. von Hermann Hakel,
Heft 20, Mai 1982, S. 11 ff.

Adolf Molnar: «Bericht einer Flucht».

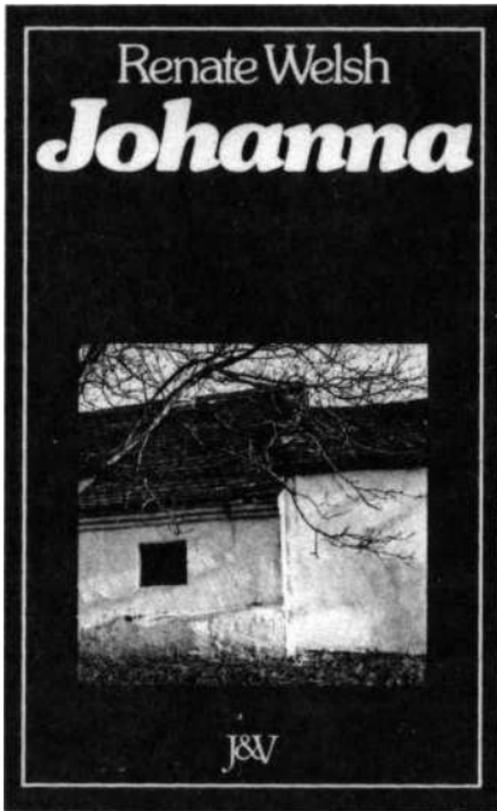
Auszüge aus «Bericht einer Flucht 1938/39». Aus Trajekt. Beiträge
zur finnischen, lappischen und estnischen Literatur. Hg. von Man-
fred Peter Hein, 1/1981, S. 9 f., 16-19.

Joseph Roth: «Totenmesse».

Aus: Joseph Roth: Werke. Bd. 4, hg. von Hermann Kesten. © 1976
by Verlag Allert de Lange, Amsterdam, und Verlag Kiepenheuer
& Witsch, Köln, S. 729 ff.

Der Buchtitel «Versuchsstation des Weltuntergangs» ist ein Zitat von
Karl Kraus aus der Jäckel» vom 10. Juli 1914.

Der Herausgeber dankt Herbert Exenberger, Wien, für bibliographi-
sche Hinweise.



184 Seiten, Neuleinen mit Schutzumschlag.
Für junge Leser und Erwachsene
Bestell-Nr. 1456/4

Deutscher Jugendbuchpreis 1980
Jugendbuchpreis der Stadt Wien
Ehrenliste zum Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis

Das Schicksal des ledigen Mädchens Johanna, das in den frühen dreissiger Jahren als unbezahlte Kraft auf einem Hof schuftet, steht stellvertretend für alle von der Gesellschaft diskriminierten Menschen.

JUGEND UND VOLK WIEN MÜNCHEN



124 Seiten, Neuleinen mit Schutzumschlag.
Bestell-Nr. 1418-5

Autoren:

Winfried Bruckner, Ernst A. Ekker, Lene Mayer-Skumanz,
Vera Ferra-Mikura, Friedl Hofbauer, Christine Nöstlinger,
Ernst Nöstlinger, Renate Welsh u. a.

Rund fünfunddreissig Jahre erfassen die Geschichten
dieses Buches. Sie handeln vom kleinen Alltag
und von Schicksalen, die von der sogenannten
grossen Welt, von der hohen Politik, vom
«Spiel der Mächtigen» bestimmt sind.

JUGEND UND VOLK WIEN MÜNCHEN